



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 929,867

839.78

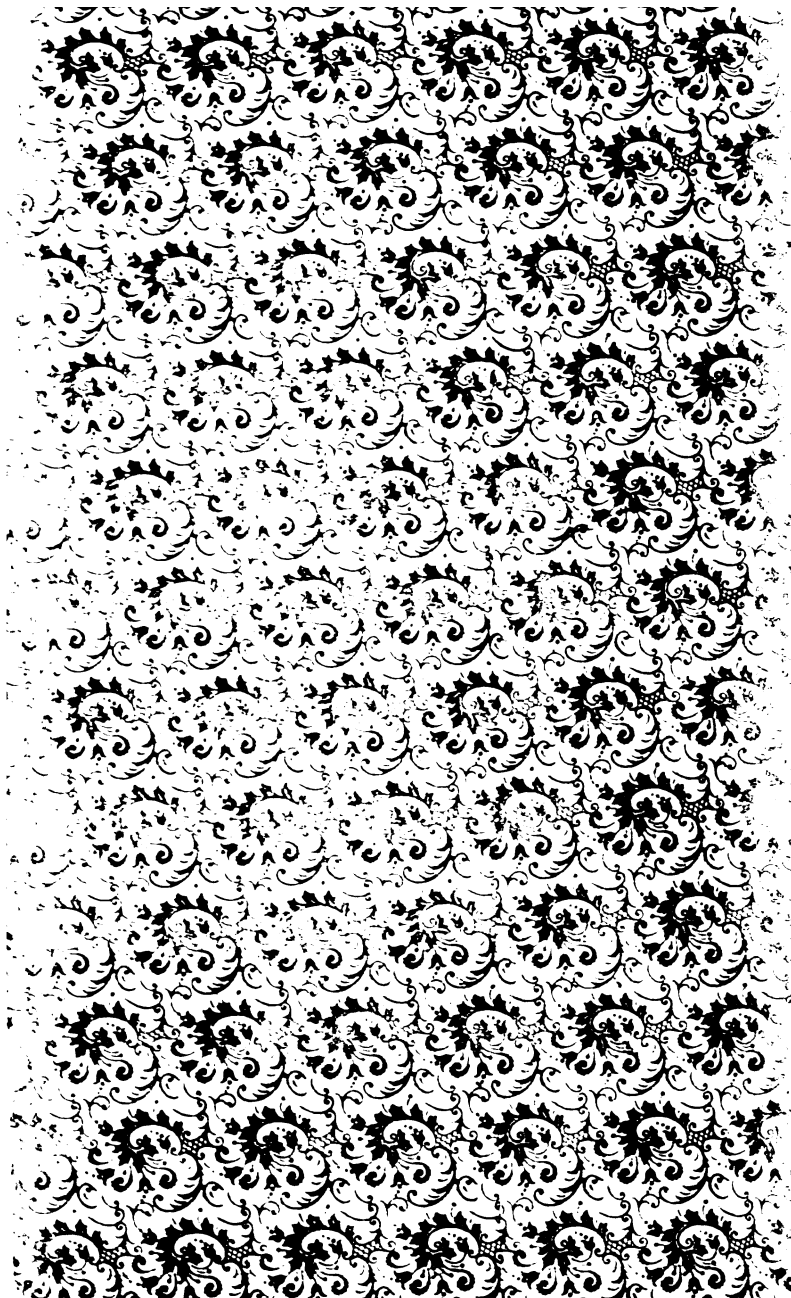
H453fr

tL28
v.1



Allerlei Leute.

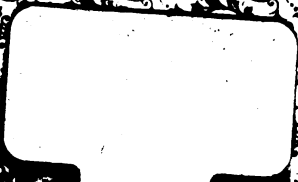
Den
H. v. Hedenstjerna.
I.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



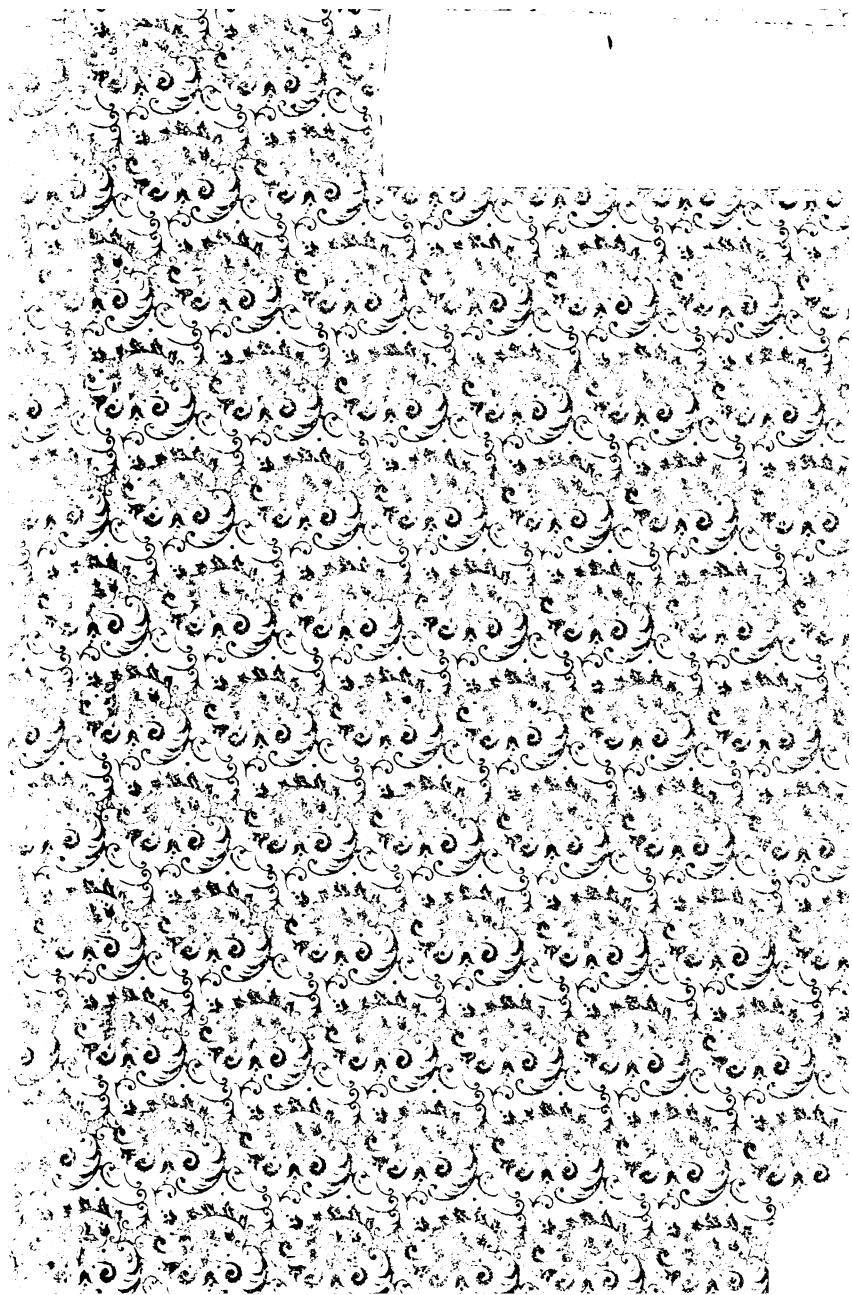
3 9015 03001 3109



PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817

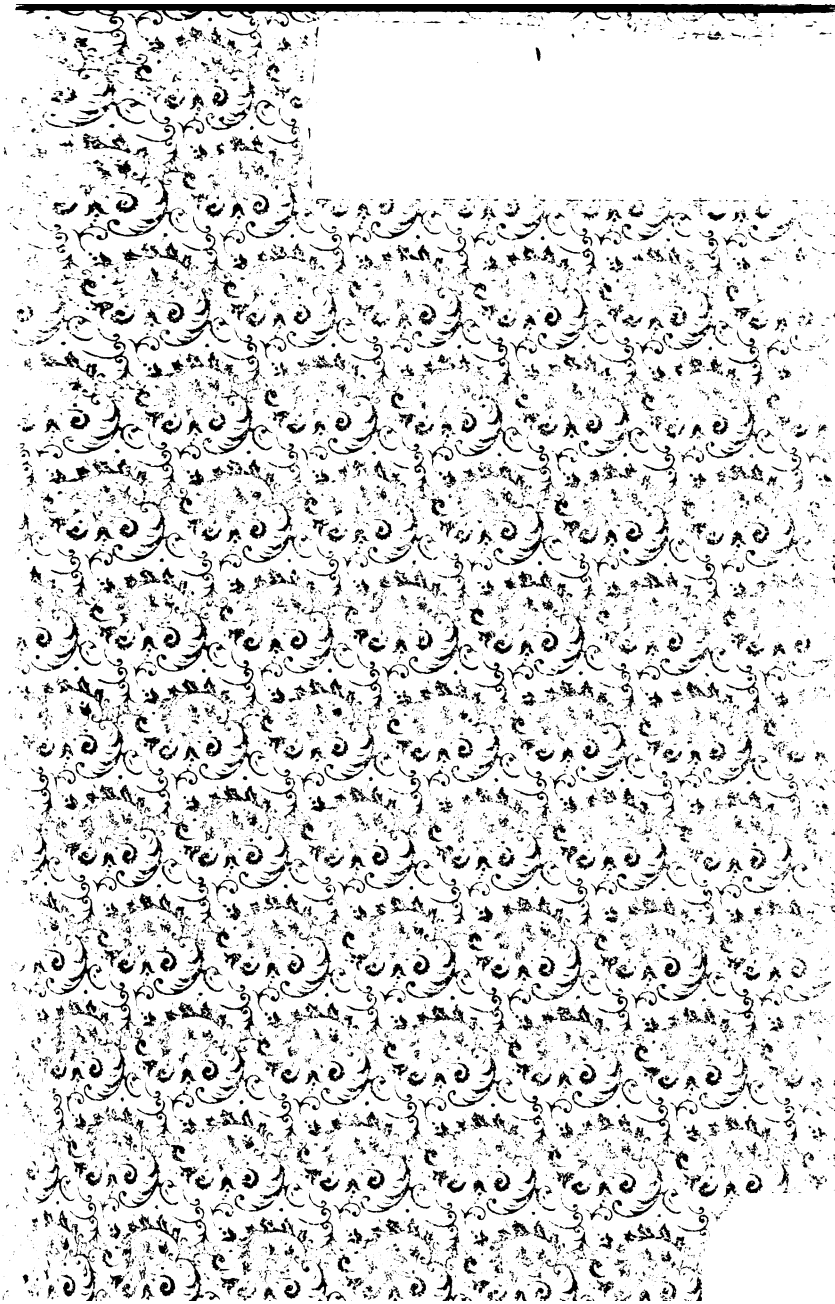
ARTES · SCIENTIA · VERITAS



PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS



1225

Allerlei Leute.

Bilder aus dem schwedischen Volksleben

von

Alfred von Gedenstjerna.

Deutsch bearbeitet

von

Margarethe Langfeldt.

Erster Band.



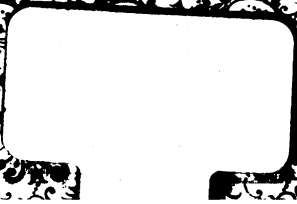
Leipzig 1895.

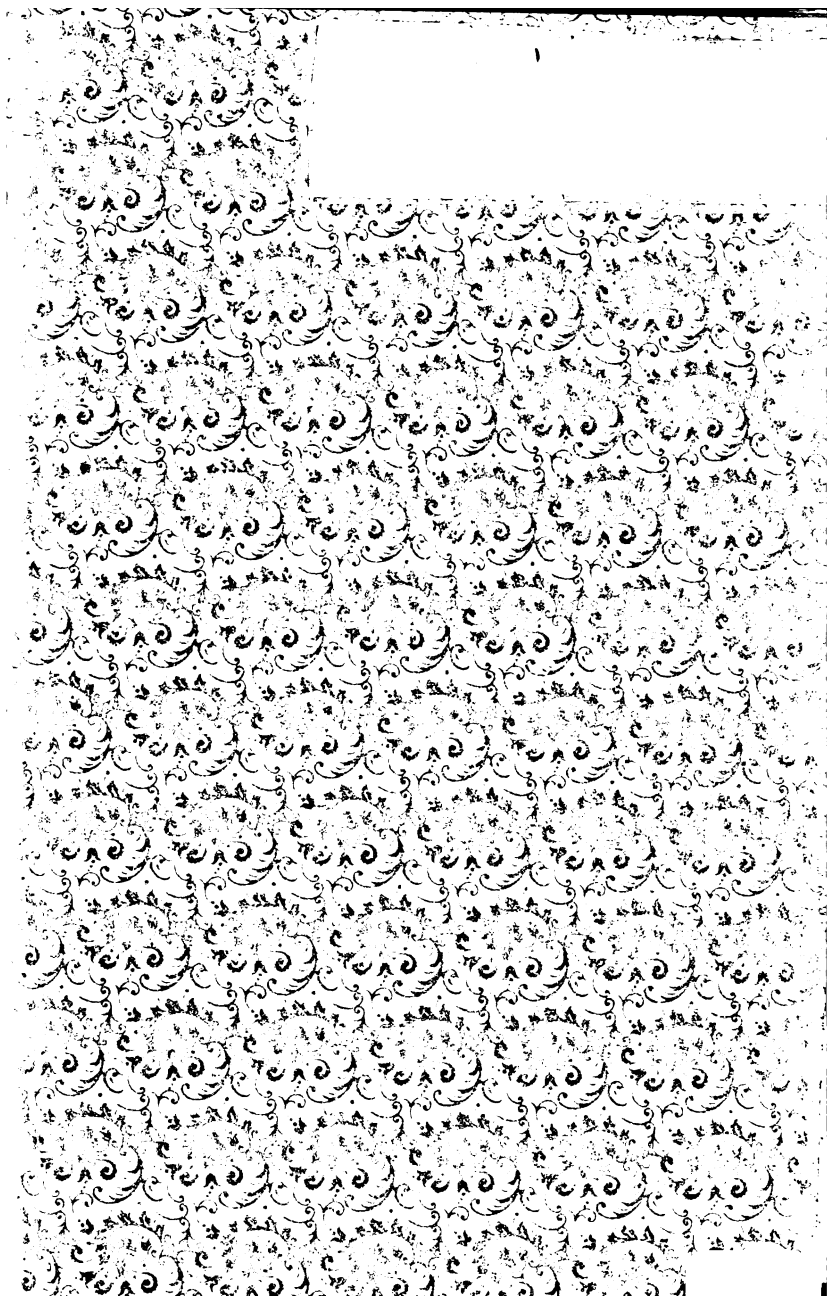
Verlag von H. Haessel.

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS





Allerlei Leute.

Bilder aus dem schwedischen Volksleben

von

Alfred von Gedenstjerna.

Deutsch bearbeitet

von

Margarethe Langfeldt.

Erster Band.



Leipzig 1895.

Verlag von F. Haessel.

837.78

H45362

TL28

v.1

Inhalt.

	Seite
Der Weihnachtsabend auf Ramsjöholm	1
Inspector Bergmann	18
Als Frau Malin Großmutter wurde	31
Durch Eis und Schnee	45
Der Bäuerin Freier	56
Silberhochzeit	69
Die alte Mama	81
Die Blau-Gelbe	93
Der Weg der Pflicht	104
Pelle Strömbom's Freien	118
Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark fünfzig für ein Souper	135
Des Pastors Weihnachtsgast	153
Die Geschwister	168
Das schauerliche Gebrechen des Herrn Adjuncten	185
Des Candidaten Christmette	198
Das neue Pferd des Herrn Majors	212

Der Weihnachtsabend auf Ramsjöholm.

Es war am Tage vor Heiligabend, und der alte Baron auf Ramsjöholm war froh wie ein Kind, hauptsächlich weil sein eigenes, sein einziges Kind zu Weihnachten nach Hause gekommen war.

„Weißt Du gewiß, daß der Kachelofen im Zimmer des Jungen ordentlich Zug hat, Malvine?“

„Ja, lieber Pontus, und warm ist es auch, dafür kann ich einstehen. Wir haben drei Tage geheizt und die Betten haben die ganze Zeit über auf Stühlen gelegen.“

„War das Thürschloß nicht in Unordnung?“

„Der Dorfschmied ist oben gewesen und hat danach gesehen, und Johann hat die alte Schreibtischschublade abgehobelt, so daß sie sich nun leicht einschieben läßt.“

„Malvine, Du kannst dem Jungen wohl den Spiegel der seligen Tante Christine hinhängen, dann sieht es dort noch etwas gemüthlicher aus.“

„Ja, lieber Pontus; neue Gardinen sind da und der Schwefelholzhalter und der Aschenbecher.“

So hatten die Alten schon eine Woche vorher Alles besorgt, ehe der „Liebe Junge“ kam.

Der Junge war Doctor der Philosophie. Der alte Baron hielt diesen Beruf zwar für recht unpassend für einen Adligen. Die jungen Herrn der Familie Silberlanz waren meistens bei der Garde oder der königlichen Kanzlei eingetreten, als das Vermögen in späterer Zeit etwas abgenommen hatte, standen sie gewöhnlich bei einem Regimente in der Provinz. Gelehrte jedoch waren niemals unter ihnen gewesen. Aber, Herr Gott, wenn der Junge es durchaus so wollte . . .

Uebrigens hatte der Junge ihnen nie eine trübe Stunde bereitet. In der Schule machte er gleichmäßig und mit guten Zeugnissen jedes Jahr seine Klasse durch und ließ sich nie etwas zu Schulden kommen, und auf der Universität hatte er stets mit seinem Wechsel gereicht. Zum

Teufel! Sollte der Junge am Ende gar keinen Jugendübermuth haben? O ja, o ja; er liebte nur seine alten Eltern zu sehr, um ihnen Kummer machen zu wollen.

Und nun war morgen Heiligabend und jetzt war er gerade mit bleichen Wangen und seinem Diplom heimgekommen und war jetzt mit dem Gewehr auf der Schulter und mit Stella und Waldmann zur Seite in den Wald gegangen.

„Ist der junge Herr Baron nach Hause gekommen?“ fragte der alte Baron unaufhörlich und öffnete die Küchentür ein wenig. Denn er nannte ihn stets „Baron“. Das war er durch seinen Vater, und der liebe Papa blickte, so gut er auch sonst war, auf alle Bürgerlichen mit einer gewissen Ueberlegenheit herab.

„Karin, sieh' mal die Allee hinunter, ob der Herr Doctor schon zu sehen ist“, befahl die Baronin.

Sie sagte am liebsten „Doctor“, denn das war er durch seinen guten Kopf geworden, und den hatte er von seiner Mama.

Der Doctor = Baron kam noch nicht, und der Papa nahm eine ganze Handvoll Cigarren aus

der besten Kiste und ging damit in das Zimmer seines Sohnes hinauf.

Wie sah es dort aus! Die Kleider über einander, unter einander und dort mitten auf dem Bette sein bester „Bonjour“, wie man zu Papa's Zeiten den Ueberrock nannte. Der unordentliche Mensch hatte nicht einmal die Briefftasche in den Jagdrock gesteckt, als er ausging. Ja, das hatte er doch gethan, aber einige Papiere steckten noch in der Brusttasche. Was konnten das für Papiere sein? Pfui, der Tausend, schämst Du Dich nicht, Papa Silberlanz, Deines Jungen Taschen zu durchsuchen? Ja, das that er wirklich, er kam sich wie ein Einbrecher vor; aber er konnte es nicht ändern, Alles, was den Jungen anging, interessirte ihn so unbeschreiblich.

Ein Brief! In Damenhandschrift! Der Tausend, der Junge war also doch nicht so duckmäuserig, wie er aussah. Aber, was, zum Teufel, war das hier? Dies war gewiß kein gewöhnliches Verhältniß! Der alte Baron schämte sich, runzelte die Stirn und las:

Mein unaussprechlich geliebter Malcolm!

Ach, wie freue ich mich auf die Rückkehr meines lieben „Doctors!“ Tausend, tausend Dank für Deinen liebevollen Brief! Aber ich bebe, wenn ich daran denke, daß Du Deinem Vater Alles sagen wirst. Der alte Herr Baron ist freilich gut, aber Du hast ja selbst gesagt, daß Du einen schweren Kampf fürchtest. Ach, mich wundert das nicht! Ich bin ja in allen Dingen so gering und unbedeutend im Vergleich mit Dir, mein theurer Malcolm. Aber Du darfst nicht böse auf mich werden, wenn ich mich bei dem Gedanken, was die Deinigen, wenn sie Alles erfahren, und daß Du mich vielleicht gar in Dein Heim hineinbetteln mußt, so entsetzlich gedemüthigt fühle.

Manchmal bin ich so bange und verzweifelt, daß ich ganz aller Lebensfreude entfagen möchte aus Furcht vor der kommenden Aufregung; dann will ich von Dir scheiden und ganz wie in einem Roman einsam und unglücklich mein Leben verbringen. Doch ich kann es nicht, theurer, geliebter Malcolm, wenn ich nur daran

denke, ist es mir schon, als würde mir ein Dolch in's Herz gestoßen. Aber wenn wir noch ein Bißchen warten könnten und nicht, wie Du wolltest, am Weihnachtsta

„Schon Schwerenoth! Da lese mal Einer ein solches Geschmiere von neun und einer halben Seite . . . Und dabei kann mir der Junge über den Hals kommen Wie heißt die Person? Haha, „Deine treue, Dich ewig liebende Marie“ steht da am Rande der neunten Seite. Sehr aufklärend! Dahin geht heute vielleicht die „Jagd“. Das Couvert! Hm! Der Stempel unserer eigenen Poststation!“

Und wie eine Rakete sauste der alte Baron in den Saal zu seiner Frau hinunter.

„Malvine, Malvine!“

„Ja, liebes Pontuschen.“

„Kennst Du irgend ein Weibsbild hier in der Gegend, das Maria heißt?“

„Ja — a . . . Maria aus der Seebüdnerei, die uns beim Schlachten hilft, und Korporals Mi . . .“

„Was redest Du für dummes Zeug! Ich meine natürlich ein junges, hübsches Mädchen?“

„Aber, was fällt Dir ein, Pontus? Ja, der Schmied hat eine Tochter, die Maria heißt und gar nicht so übel aussieht, aber . . .

„Herr Gott, Malvine, begreifst Du denn nicht! Ich meine eine Maria, die unsern Zungen verhexen, verderben, ruiniren konnte. Verstehst Du mich nun?“ schrie der Baron und lief im Zimmer umher, daß Tannenbaumlichte und Confectschüssel in die größte Gefahr geriethen.

Mama begriff auch jetzt noch nicht recht; aber nachdem man sich in den Salon begeben, sie der Haushälterin gesagt, daß sie jetzt nicht durch Wirthschaftsangelegenheiten gestört werden wollte, und der alte Baron ihr die Sache auseinander gesetzt hatte, erklärte Mama, daß die, welche Malcolm verhext hatte, keine Andere als des alten Fahnjunktors Ulm's Maria in Häkantorpe sein könnte, und das wäre allerdings ein nettes und auch hübsches Mädchen. Aber, Du lieber Gott, der Vater war doch nur ein einfacher Fahnjunker und ihre Mutter hatte auf dem Distinger Markt in einer Bude Bonbons verkauft . . . Der alte Baron verbarg

wie zerschmettert seine kleine rothe Nase in den Händen.

„Malvine, daß unser einziges Kind, unser lieber Junge uns solchen Kummer bereiten muß! Und daß Fahnjunker Alm, der früher ein so guter Kerl war und bei meiner eigenen Compagnie gestanden hat, eine solche Schlange zur Tochter haben kann! Aber dies hier mit Malcolm ist doch gewiß erst nach der Pensionirung des Alten geschehen, Malvine?“

„Tröste Dich, Pontus. Eine Jugendneigung ist nicht immer ernst zu nehmen. Ich werde Malcolm übermorgen vornehmen, laß uns nur erst unsern Heiligabend in Ruhe und Frieden verleben.“

„Ja, Gott gebe, daß Du ihn zur Vernunft bringen könntest! Ja, Gott gebe es . . . hm . . . hm . . . Doch wenn der Junge von dem Mädchen artig und bereitwillig abläßt, nachdem er ihr nachgelaufen, ihr natürlich alles Mögliche gelobt und vorgeredet und geschworen hat . . . hm . . . Schockschwerenoth! Dann ist er kein echter Silberlanz!“

„Bist Du von Sinnen, Pontus? Willst Du denn, daß unser eigener Sohn des Fahnjunktors Mädels heirathen soll?“

„Was sagst Du, Malvine? Er sollte die Traditionen seiner Familie, seine Pflicht und Schuldigkeit gegen seine armen, alten Eltern vergessen, sie in's Grab bringen und die da heirathen?.. Schockschwerenoth! So etwas thut doch kein echter Silberlanz!“

„Aber, Pontus, Pontus, sag' mir um Gotteswillen, was thut denn ein echter Silberlanz?“

„Still, Malvine, mache mich nicht toll!“
schrie der alte Baron und stürmte hinaus.

In die Weihnachtsstimmung auf Ramsjöholm war ein Miston gekommen. Die Baronin weinte verstohlen, während sie umherging und farbiges Papier für den Tannenbaum kräuselte, und sie schob ihre Thränen auf einen Schnupfen, sobald sie beim Weinen ertappt wurde. Der Baron war kurz angebunden und bissig, sobald er mit seinem Sohne sprach, und hielt lange Vorträge über den Knappen Silber, der einst das Leben seines Königs gerettet hatte und dafür als Silberlanz

geadelt worden war; von dem Major Silberlanz, der in der Schlacht bei Rissow ganz allein von seinem Bataillon übrig geblieben und dafür baronisiert worden war; von dem Silberlanz, der ein Krönungspferd geführt hatte und dem Silberlanz, der als Gefangener in Sibirien gewesen war. Und wie sie Alle, Alle das Ansehen und die Ehre der Familie aufrecht erhalten hatten.

„Und dann der Silberlanz, dem Malcolm für die zärtlichste Vaterliebe, für seine Erziehung zu Glauben und Ehre, für Alles, Alles zu danken hat!“ sagte der junge Baron warm und schloß den Vater liebevoll in seine Arme und blickte ihm treuherzig in die guten Augen unter den buschigen, grauen Brauen.

„Hm . . . hm . . . laß mich los, Junge! Einen solchen armen Alten, wie mich, giebt man gern für die erste, beste Waldfrau, Nixe oder Dirne hin!“ murmelte der alte Baron, und seine Stimme klang ein wenig gepreßt.

Der junge Baron seufzte und sah wehmüthig aus. Dann ging er auf sein Zimmer und betrachtete unter häufigen Rüssen lange die Photo-

graphie eines blühenden Gesichtchens unter wal-
lenden Locken.

Heiligabend fuhr der Baron Vormittags zu
seinem alten Freunde, dem Präpositus, der ganz
verblüfft über das eigensinnige Interesse wurde,
das der Herr von Ramsjöholm an seinem Weicht-
kinde, der Tochter des Fahnjunktors Alm, zeigte.
Armes Mädchen, sie mußte sich wohl etwas Arges
haben zu Schulden kommen lassen, denn bei jedem
Lobspruche, den ihr der Präpositus ertheilte, sah
der alte Baron immer grimmiger aus und stieß
zornig mit dem Stocke auf den Boden. — Doch
nach dem Mittagbrod, als Papa und Mama
eine lange Unterredung in der Speisekammer
gehabt hatten, die Lichter angezündet und die
Rouleaux niedergelassen waren, kam eine bessere
Weihnachtsstimmung über Ramsjöholm. Der milde
Weihnachtsengel schien mit seinen weißen Flügeln
Frieden in's Haus gefächelt zu haben, und nur
bei dem alten Baron, der immer wieder die
Gardinen zurückschlug und in den Hof hinaus-
blickte, verspürte man eine gewisse Unruhe.

Da ertönten Schlittenglocken, ein schlechter

Einspännerſchlitten fuhr in den Hof, ſtampfende Füße ließen ſich in der Halle hören, und ein großer, ſtattlicher Greis mit der Verdienſtmedaille auf dem ſauber gebürſteten Rocke trat in den Saal; ihm zur Seite ging ein junges, blondes Mädchen, das Bild einer Ingeborg.

Die Baronin erröthete über das ganze Geſicht, und der junge Baron ſtützte ſich auf die Sophaſehne. Sein Herzſchlag verdoppelte ſich.

Doch der alte Baron bot ſeinen Gäſten mit artiger Verbeugung die Hand zum Willkommen und führte ſie zu der kleinen Gruppe beim Sopha in der Ecke des Salons.

„Meine Frau und mein Sohn . . . Herr Fahnjunker Alm, Maſſ . . . hm . . . Fräulein Alm. So, Du kennſt Fräulein Alm, Malcolm? Mein alter Regimentskamerad hier iſt Wittwer und ſitzt mit ſeiner liebenswürdigen Tochter allein zu Hauſe; ich war daher ſo frei, ihm vorzuſchlagen, daß wir der größeren Gemüthlichkeit halber zuſammen Heiligabend feiern wollten . . . hm . . .“

Zwiſchen den beiden jungen, glänzenden Augenpaaren begann ein eifrigeres Telegraphiren als

auf dem Staatstelegraphen am Oskartage. Die braunen Augen fragten: „Verstehst Du dies?“ Die Blauen fragten: „Hast Du es schon gewagt?“ Die Braunen signalisirten: „Ich bete Dich an!“ Die Blauen antworteten: „Du bist mein Alles auf der ganzen Welt!“ Aber während der ganzen Zeit hielten sich der junge Baron und Fräulein Maria so weit wie möglich von einander entfernt, und die alte Baronin mußte allein für die Conversation sorgen. Sie war sehr artig und da, wo ihre Freundlichkeit durch eine Verbeugung quittirt werden mußte, richtete sich der alte Fahnjunker allemal zum Honneur.

Der alte Baron hatte seine erste Sicherheit verloren; er war zerstreut und unruhig; maß den Fußboden mit großen Schritten, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Alle fünf Minuten erhob er sein Punschglas und stieß mit dem Fahnjunker an, alle zehn Minuten bot er Fräulein Maria die silberne Fruchtschale. Schließlich trat er mit noch längeren Schritten als vorher zum alten Alm und sagte: „Herr Fahnjunker . . . ich möchte ergebenst . . . das heißt,

wir sind ja alte Freunde ich will daher
hm ich meine, daß wir beim Regiment gut
mit einander auskamen Herr Fahnjunker,
wollen Sie meinen Sohn haben? Schockschwere-
noth! Ich meine, Herr Fahnjunker Alm: ich
bitte gehorsamst für meinen Sohn Baron Adolph
Christian Malcolm Silberlanz um die Hand Ihrer
liebenswürdigen Tochter anhalten zu dürfen
puh!"

Der alte Alm war einst mit dabei gewesen,
als eine Kanone beim Manöver zersprang; doch
da war er jung und stark und jetzt alt und pen-
sionirt. Daher nahm ihn diese Gemüthsbewegung
auch viel ärger mit. Er richtete sich auf, so daß
es in den Rückennähten krachte, und konnte kein
Wort hervorbringen. Aber es war ja auch keiner
da, der danach hinhörte, was er zu sagen haben
könnte.

Der junge Baron schloß den Vater so fest in
die Arme, daß der Alte beinahe erdrückt wurde:
„Papa, für diesen Augenblick werde ich Dich bis
zu meinem letzten Athemzuge segnen!"

Ueber Maria's Wangen strömten die Thränen

warm und dicht. So war nun der Kampf entschieden und die Angst zu Ende! Sie stand als Tochter in diesem gefürchteten Heim, sie durfte ihrem Malcolm nach Herzenslust öffentlich ihre Liebe zeigen!

„Gieb ihr doch einen Kuß, Junge! Bist Du ein echter Silberlanz, so geschieht es — Schoßschwerenoth! — gewiß nicht zum ersten Male.“

Der alte Alm thaute auf. Wo es das zukünftige Glück seiner Tochter, seines einzigen Kindes galt, war er ebenso gut Hauptperson, wie der Baron auf Ramsjöholm. Ruhig und mit Würde trat er zu den Jungen und ergriff Malcolm's Hand:

„Sie glauben nun alle gewiß, daß Sie dem alten Alm eine große Ehre erwiesen haben. Darin haben Sie Recht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß meine Maria einen so guten und ausgezeichneten Mann bekommt, den ich aufrichtig lieben gelernt habe. Und das ist mehr, Maria, als der Barontitel und ganz Ramsjöholm. Und Sie, meine Herrschaften, müssen nicht

glauben, daß Alm's Tochter, so arm sie auch ist, jedem ersten besten Baron ihr junges Herz geschenkt haben würde. Ja, ja, ich drücke mich schlecht aus, aber ich meine es gut, und ich nehme Ihren Antrag mit ergebenstem Dank an."

Als auch die Baronin ihren Antheil an den Umarmungen bekommen hatte, ging man zu dem Tannenbaum und den Festgaben, die Dienstboten wurden hereingerufen und nahmen mit vergnügten Gesichtern ihre Geschenke in Empfang.

Frühlingslieblich, in jener Schönheit, die noch durch jubelnde Freude erhöht wird, lehnte Maria das Haupt an die Schulter ihres Geliebten, und er sah die kleinen Weihnachtslichter sich in ihren strahlenden Augen spiegeln.

Allerdings sah „der Silberlanz, der das Krönungspferd geführt hatte“, ein wenig finster aus, wie er so von der Wand auf das junge Paar herniederblickte. Doch das kam wohl nur daher, daß er so schlecht gemalt war, denn er wäre kein echter Silberlanz gewesen, wenn er nicht von diesem blonden Köpfcgen mit seiner süßen, jugendfrischen Anmuth entzückt gewesen wäre.

Die Baronin küßte Maria auf die Wange und fragte:

„Will die künftige Baronin zum ersten Mal auf Ramsjöholm den Thee bereiten?“

Und an der andern Seite des Baumes stand der alte Baron und schämte sich förmlich, daß er das große Opfer, welches er, wie er sich einbildete, gebracht hatte, nicht im Geringsten bitter fand, und daß die kleine Mamsell drauf und dran war, sich mit voller Fahrt in sein altes, eitles, gutes, schwaches Herz hineinzustehlen.

Es machte ihm eine ganz gotteslästerliche und eines Adligen unwürdige Freude, die beiden jungen, schönen Liebenden dort dicht aneinander geschmiegt stehen zu sehen; er trank sein eigenes Wohl in einem großen Glase Punsch und flüsterte:

„Du, Malvine, streng genommen kann das kleine Mädchen doch auch nicht dafür, daß sie Alm heißt. Von den Beiden kommen mit der Zeit doch noch echte Silberlängen!“

Inspector Bergmann.

„— — — — und so hoffe ich denn, mein lieber Bergmann, daß ich mit Ihnen zufrieden sein werde. Mißgriffe und Dummheiten verzeihe ich gern, aber was ich verlange, ist Treue, unwandelbare Treue.“

„Wie der Herr Graf befehlen . . .“

Das war der junge Inspector Bergmann, der beim Grafen auf Häremsborg Anstellung erhalten hatte.

Und er diente sein Probejahr und der Graf war zufrieden, und er diente zwei Jahre und der Graf gab ihm von selbst Gehaltszulage, und als er die Ernte des dritten Sommers hereingebracht hatte, wurde im Inspectorhause hübsch tapezirt und neue Fußböden gelegt. Und die

Tapeten nahmen sich so nett aus, daß die Haushälterin jedes Mal, wenn sie über den Hof ging, durch das offene Fenster nach ihnen hinschielen mußte. Und wenn die Erzieherin spazieren gehen wollte, ging sie erst immer hinein und fragte den Inspector, in welchem Hagen der böse Stier gerade wäre.“

Man wird doch wohl das Recht haben, um sein Leben bange zu sein, wenn man auch nur eine arme Lehrerin ist!

Besonders wenn der Inspector mindestens ebenso hübsch ist wie die Tapeten. Drei Ellen und zwei Zoll, hoch und schlank, braunes Haar und braune Wangen. Und dabei dunkelblaue Augen, die so treuherzig aussahen, wenn er betheuerte: „Ich versichere Sie, Mamsell, daß der Stier heute gar nicht hier in der Gegend ist.“

Denn dazumal nannte man die Erzieherinnen noch „Mamsell“.

„Aber, Herr Bergmann, wenn Sie doch mit mir durch die Pforte kommen und nachsehen wollten . . .“, schlug die Mamsell vor.

Und dann lächelte er und begleitete sie höchstens 500 Ellen weit, aber dann mußte er stets nach der Dreschmaschine oder den Kartoffeln oder den Füllen sehen, denn treu war er, unwandelbar treu.

Als das kleine Fräulein Julia reiten lernen sollte und der alte Graf sie nicht immer begleiten konnte, hatte Inspector Bergmann mehr Zeit. Da konnte es vorkommen, daß Knechte und Tagelöhner sich ordentlich verschmaufen konnten; da konnte es vorkommen, daß Inspector Bergmann zwei ganze Stunden fortblieb. Er konnte ja ebensogut mit wie der Kutscher. Der Abstand zwischen ihnen Beiden und Fräulein Julia war gleich unmeßbar. Aber wie unvorsichtig Fräulein Julia auch war und wie muthwillig auch „Gabriele“ unter ihrer federleichten Bürde tanzte, immer brachte Bergmann sein Fräulein sicher heim. Und ihr loses, langes, braunes Haar wallte ungeordnet um das weißrothe, pfirsichweiche Gesichtchen, die fünfzehnjährigen Augen glänzten und die Wangen des Inspectors brannten und sein Herz klopfte. Doch sie sagte

Nichts und er sagte Nichts, denn treu war er unwandelbar treu.

Dann als Fräulein Julia sechzehn war, und die jungen Adligen der Provinz ihren Adelskalender durchgelesen und sich über das Areal an bestellbarem Feld auf Häremsborg informirt und herausgebracht hatten, daß die Gräfin viel zu kränklich sei, als daß man hoffen konnte, sie würde Fräulein Julia noch Geschwister schenken, da brauchte sie Inspector Bergmann immer seltener auf den Spazierritten zu begleiten. Da kamen junge Bettern und Halbettern und andere junge, wohlgestaltete, sportliebende Herren aus der Gesellschaft, und Alle wollten sie Fräulein Julia Gesellschaft leisten, so daß manchmal selbst die Arbeitspferde gesattelt werden mußten.

„Darf man fragen, wer der junge Mann da in den Runkeln ist?“ konnte da Einer der Cavaliers, der nach der Seite des Weges blickte, ganz plötzlich fragen.

„O, das ist Bergmann, Inspector Bergmann, ein sehr netter Mensch“, versicherte Fräulein Julia.

„Um . . . aber sollte nicht diese große Befestigung einen erfahreneren Inspector erfordern?“ meinte Vetter Georg, klemmte das Monocle fester in's Auge und meinte innerlich, daß Inspector Bergmann durchaus nicht wie ein Inspector aussähe.

„O gewiß nicht! Bergmann ist so treu, unwandelbar treu“, fiel Fräulein Julia ein.

Und mehr erfuhren die jungen Herren nicht von Inspector Bergmann, denn diesem wurde natürlich nicht gestattet, „mit bei Tisch zu essen“.

* * *

„— — — — und dann müssen wir die Thüren ein Bißchen mit Grün verzieren und Guirlanden zu den Balkonpfeilern haben. Ordentlich fein, denn . . . ja, Ihnen, Herr Bergmann, kann ich es ja heute schon sagen: morgen verlobt sich Comtesse Julia mit meinem Neffen, dem Grafen Georg; aber still davon bis morgen.“

„Wie Herr Graf befehlen“, sagte Inspector Bergmann und verbeugte sich tief.

„Herr Gott, sind Sie krank, Herr Inspector?“
sagte die Haushälterin, die Herrn Bergmann
auf dem Hofe begegnete und ihm aus ihren
kleinen, braunen Augen warme, liebevolle Blicke
zuwarf.

„Wie so, Mamsell Grete?“

„Herr Jesses, Sie sind ja so bleich, daß
man sich darüber erschrecken kann“, sagte die
Mamsell und eilte in die Küche, um ihrem
Günstling etwas recht Stärkendes zu Mittag zu
kochen.

Ehrenpforten und grüne Guirlanden am
Balkon und Verlobung und seiner Zeit auch
Hochzeit, und die durfte sogar Bergmann mit-
machen!

Eine alte, adlige Wittwe begegnete ihm auf
der Treppe, als er hoch und stattlich in seinem
neuen Gesellschaftsanzuge ankam.

„Einer der Trauzeugen, vermuthe ich?“
lächelte die verwittwete Gnädige.

„O, Tante, das ist ja nur der Inspector“,
erklärte eine der Brautjungfern.

„Nun, das muß ich sagen, das ist doch wieder auch so eine von Vetter Heinrich's philanthropischen Ideen, einen solchen Menschen zur Hochzeit zu laden“, flüsterte die Gnädige.

Und Alles ging seinen ebenen, herkömmlichen Gang, Trauung und Diner, Reden und Hochrufe und Verse auf die Brautjungfern, Nachfeier, Hochzeitsreise und Heimkehr des jungen Paares, das sich im Flügel von Häreusborg einrichtete. Und dann kam da ein Söhnlein, und wie Saat und Ernte mit einander abwechseln, so kamen ihrer Zeit auch seine Särge mit silbernem Wappen für das alte gräfliche Paar.

„Sie bleiben wohl bei uns, Herr Inspector?“ sagte Graf Georg, als Bergmann bei ihm war, um die Inventaraufnahme mit zu unterschreiben.

„Ich weiß nicht . . . ich habe ein kleines Gut von einem Onkel geerbt und . . .“

„Nun, nun, Herr Bergmann, thun Sie uns das nicht an!“ bat Gräfin Julia und klopfte ihm auf die Schulter.

Der Inspector blickte das milde, schöne Gesicht in der Trauerhaube einen Augenblick lang

an, sah auf die kleine weiße, nun ein Bißchen rundliche Hand, die auf seiner Schulter ruhte, nieder. Sie regierte ihn damit ebenso leicht, wie sie einst „Gabriele“ gezügelt hatte; er verbeugte sich und antwortete:

„Wie Euer Gnaden befehlen.“

Und dann ging er in seine einsame Wohnung, wo die hübschen Tapeten verblichen waren, und in die jetzt keine warmherzigen Haushälterinnen mehr verlangende Blicke warfen, und als er sich dort an den Tisch setzte und in's Wirthschaftsbuch blickte, da fühlte Inspector Bergmann, daß er nicht eine Woche würde leben können, ohne sie zu sehen, die . . . hm . . . „Andreas in Fällern zwei Tage krank. Erich aus der Seehäuslerei das Bein gebrochen und sieben Wochen fortgeblieben. Lenau aus Etenas . . . Pfui, schämt Euch, Ihr alten Augen, wollt Ihr mir das Wirthschaftsbuch naß machen . . .“

* * *

Der junge Graf auf Häremsborg lebte flott und kostspielig. Es ging noch an, so lange Graf

Georg lebte, der sich dem widersetzte, aber als er im Alter von nur einigen fünfzig Jahren abgerufen wurde, da versilberte Graf Heinrich Alles, was an Korn und Vieh auf dem Gute war. Als das nicht reichte, erhielt Inspector Bergmann den Befehl, die Wälder zu verkaufen. Als es mit dem Walde zu Ende war, mußte der Inspector mit immer größeren Hypothekenscheinen zum Landtag reisen, und als gar Niemand mehr borgen wollte, reiste der junge Graf Heinrich an einem düsteren Novembervormorgen nach Amerika ab. Am selben Morgen überdies noch, wo es entdeckt werden mußte, daß er ganz auf eigene Hand einen Wechsel mit drei Unterschriften ausgestellt hatte.

* * *

Gräfin Julia's Haar ist so weiß, so weiß geworden. Die roth und weißen, pfirsichweichen Wangen sind gelb, sehr gelb, und der Rücken, der grade und schlank einst auf „Gabriele“ geschaukelt hat, ist sehr krumm.

Inspector Bergmann ist auch alt. Der Schädel ist kahl und die Augen fangen an trübe zu werden

Aber der Greis hält sich noch grade, und es sieht beinahe aus, als sei er jetzt heiterer als früher.

Aber nicht mehr in den Salons von Häremsborg empfängt er die Befehle der Gräfin und erstattet ihr Bericht. Häremsborg ist längst unter den Hammer gekommen, und der alte Inspector hat nun einen kleinen, nur ganz kleinen Hof zu verwalten.

Die Frau Gräfin ist wohl ein Bißchen stumpf geworden. Sie begreift nicht recht, wie es mit dem Gütchen eigentlich zusammenhängt.

„Hören Sie, Herr Inspector Bergmann“ — pflegte sie manchmal im ersten Jahre zu fragen — „ist es nun auch ganz gewiß, daß Vilienthal mir gehört?“

„Euer Gnaden haben ja selbst den Bestätigungsschein gesehen.“

„Ist es ganz gewiß, daß es mein Eigen ist, so daß hierauf nicht so schreckliche Hypotheken stehen wie auf Häremsborg?“

„Euer Gnaden haben selbst die Belastungsurkunde gesehen.“

„Ja, aber ich kann dies nicht verstehen, Herr Bergmann. Amtsrichter Svensson sagte ja, daß Nichts übrig bleiben würde, als wir Härensborg verkauft hatten?“

„Nein, aber nachher, als Euer Gnaden die Güte hatten, die Geschäftsangelegenheiten mir alle zu übertragen, da . . . da . . . hm . . . glückte es mir, von den jungen Herren, für die Graf Heinrich sich verbürgt und statt derer er hatte bezahlen müssen, viel Geld wieder zu bekommen.“

„Das war Glück, Herr Bergmann.“

„Großes Glück, Euer Gnaden. Und so kauften wir denn Lilienthal. Ich habe die Rechnungen darüber.“

„Lassen Sie mich die Rechnungen sehen, Herr Bergmann!“

„Ja gewiß . . . hm . . . sehr gern . . . ja gewiß . . . hm . . . das heißt . . . Euer Gnaden hatten früher stets Vertrauen zu mir . . . hm . . .“

„Nein, lassen Sie die Rechnungen nur, Bergmann. Ich will Sie nicht verletzen. Ich weiß es ja, Sie waren stets treu, unwandelbar treu. Und dann noch Eins, hier in Lilienthal, in

unserem einfachen Alltagsleben, halte ich es für unnöthig, daß Anna zwei Tische deckt. Sie können mit mir essen, wenn ich speise, Herr Bergmann.“

„Euer Gnaden! Wie könnte ich Euer Gnaden genug für soviel Güte gegen einen alten Sonderling danken, der weiter Niemand in der ganzen Welt hat, der sich um ihn kümmert als Euer Gnaden!“

Und am Mittag kam der alte Bergmann, stolz wie ein König, um „mit bei Tisch zu essen“. An seinem eigenen Tische!

* * *

So wurde er denn zuletzt doch noch glücklich, der alte Bergmann. Er durfte sie lieben und pflegen, so viel er wollte, sie, die ihm Alles auf dieser Welt gewesen war von dem Augenblicke an, als er ihr zum ersten Male im Vestibüle von Häremsborg begegnete. Es war an einem Sonntagsmorgen und sie trug ein weißes Binonkleid und kleine gelbe Schuhe.

Seine Liebe war heiliger, größer und edler, als sie gewesen wäre, wenn sich die Klust zwischen

dem Inspector und Comtesse Julia hätte ausfüllen lassen. Es war eine romantische Jugendliebe mit siebzig Jahren. Eine Liebe, die niemals durch überfüllten Genuß geschädigt worden war, eine Liebe, die sich ungeheißer hingab. Eine alte Liebe, aber mit der ganzen Schüchternheit und Reinheit der Wünsche und Gefühle eines eben erwachten Herzens.

Alter Narr! Da saß er den ganzen Abend und betrachtete das weiße Köpfchen, die runzeligen Wangen und die zitternden Hände. Doch nicht „diese“ sah er. In der Camera obscura jugendfrischer, einschmeichelnder Erinnerungen sah er Fräulein Julia mit losen, braunen Locken um die heißen Wangen mit den schelmischen Grübchen, sah sie auf „Gabriele's“ Rücken und sich selbst daneben, jung und stark, aber schüchtern, ach so schrecklich schüchtern . . .

„Aber, Herr Bergmann, was machen Sie da?“

„Ich? Nichts, Euer Gnaden . . .!“

„Sie sitzen ja und schmalzen mit der Zunge, als ob ein Pferd im Zimmer wäre, und Sie wissen doch, daß wir kein Pferd auf Silienthal haben.“

Als Frau Malin Großmutter wurde.

Der alte Bankbeamte hatte sein ganzes Leben lang gestrebt und gearbeitet, auf der Schulbank und am Pulte, als Knabe und als Mann. Er hatte denn auch sich, seine Frau und seine Maria bisher so ziemlich versorgen können. Die Familie war allerdings nicht größer, aber die Gesellschaft, in deren Dienste er arbeitete, gehörte ebenfalls nicht zu den großen und konnte ihm nicht mehr als 2000 Mark Jahresgehalt geben. Diese respectable Summe erhielt man sogar erst nach zehnjähriger, redlicher Dienstleistung und nachdem zwei Generalversammlungen in endlos langen Sitzungen darüber berathen hatten.

Nun, Herr Gott, es reichte ja auch, wenn man drei Mittage in der Woche Strömling aß

und Maria vier Winter denselben Hut trug „Dieses Jahr nehme ich vorn eine Stahlspange und setze die Feder nach links“, sagte die Frau Secretair dann wohl mit einem kleinen Seufzer, wenn sie andere Frauen mit neuen, modernen Kopfbedeckungen gehen sah. „Mach' es so, liebe Alte“, antwortete er, „die Feder ist Nebensache, wenn nur das Herz auf dem rechten Fleck sitzt.“

Es mag wunderbar klingen, aber doch giebt es auf der Welt zuträglichere Dinge, als in der nicht ganz reinen Comptoirluft ein Menschenleben leben lang über einem Schreibpult zu sitzen. Der Secretair begann zu kränkeln und schwand zusehends dahin, obgleich die Gesellschaft ihm ein neues Pultwachstuch und eine neue Hanfmatte unter den Schreibtuhl ohne Rücksicht auf die Kosten gestiftet hatte und er sich also nicht erkälten konnte.

Der Arzt schüttelte den Kopf und sprach von Kreuznach.

„Lieber Herr Doctor, das liegt ja wohl oben in Dalekarlien?“ sagte Frau Malin. Sie war ja nur Mamsell bei Barons in Stjerninge gewesen

und hatte grade nicht übermäßig viel gelernt. Aber als sie hörte, daß es sogar weit außer Landes läge, da erschrak sie zuerst sehr, dann aber versuchte sie doch ihren Mann zu überzeugen, daß die Reise durchaus nothwendig sei.

Der Secretair wollte nicht. Er hatte kein Geld und keine Lust, sich und die Seinen durch Schuldenmachen zu ruiniren.

Der Doctor meinte, nun sei man im Januar und würde für den Secretair nichts Ordentliches gethan, so wäre er nächste Weihnachten so mausetodt, wie nur möglich.

Die Gesellschaft bot ihm Urlaub an und wollte ihm dafür nur die Hälfte des Gehaltes abziehen, und der eine Director war sogar erbötig, ihm das Geld — zu sechs Procent und gegen bombensichere Bürgschaft — vorzuschießen. Aber der Secretair war eigensinnig. Er wollte lieber schuldenfrei in der Heimath sterben und Frau Malin die Lebensversicherung unverkürzt lassen, als sich durch eine Reise in's Ausland an den Bettelstab bringen. Der Arzt prophezeite seinen Tod noch feierlicher; der Secretair ging nach wie vor auf's Comptoir,

rechnete, schrieb, machte seinen Abschluß im Februar, und zu Johannis — war er gesund.

„Eine höchst unbegreifliche Krisis!“ sagte der Arzt.

Es war gar keine Krisis. Frau Malin hatte freilich nicht gewußt, wo Kreuznach liegt, dazu war sie zu unwissend, aber den Weg des Gebetes zu Ihm, in dessen Händen allein Leben und Tod, Kraft und Hülfe liegt, kannte sie dafür um so besser.

Der Secretair hatte nur drei Lebensideale: seine Malin, eine hübsche, fehlerfreie Ziffernreihe und eine Pfeife Kalmarrose nach Tische. Als er sich verheirathet hatte, entsagte er seiner Pfeife noch nicht. Doch als Klein-Maria geboren war, nahm er sie stets auf den Schooß, sobald er seine Strömlinge gegessen hatte und von der Pfeife war keine Rede mehr.

„Nun habe ich sie gestopft, Papa!“ sagte Frau Malin.

„Wo denkst Du hin? Soll ich das Kind mit dem Tabaksrauch krank machen?“ antwortete der Secretair, und von dieser Zeit an rauchte er nur

noch eine Sonntagspfeife und einmal im Jahre, wenn die Revisoren kamen, eine Zehnpfennigigarre.

Als die Secretairin zu Weihnachten gründlich rein machte, fand sie auf seinem Schreibtische eine lange, äußerst verwickelte Berechnung, die ihr vollkommen unverständlich war; doch am Rande stand geschrieben: Drei Pfeifen täglich macht in 365 Tagen 45 Kronen in's Sparsassenbuch der Kleinen.

Frau Malin wollte keine weiteren Ueberredungskünste versuchen und gewann es über sich, von dieser Entdeckung nichts verlauten zu lassen. Doch wenn sie nun ihren Andreas nach Tisch so mit der Kleinen auf dem Schooße sitzen sah und wahrnahm, wie seine Unterlippe an der linken Seite, wo die Pfeife fünfzehn Jahre lang im Mundwinkel geseffen hatte, ein wenig heruntergezogen war, da fühlte sie, wie die neuen Herzensfibern, die das Kindchen immer dichter einspannen, sie und ihren Andreas noch fester verknüpfen.

Mia wuchs mit der Zeit auf, wurde gut und niedlich, ging in die Schule und lernte so viel, daß sie mit ihren unaufhörlichen Fragen Mama schier in Verlegenheit setzte. Aber gar Manche

wuchsen so in der Stadt heran, unter Andern eine entsetzliche Menge Buben, die natürlich Alle auf's Gymnasium sollten, und so kann man sich nicht wundern, daß schließlich ein Extraordinarius erforderlich wurde.

Dieser „besondere“ Lehrer kam mit Universitätsschulden, Seehundsfellkoffer, Schnurrbart, Henri quatre und den treuherzigsten, blauen Augen, die man sich nur denken konnte. Und als er Mia mit diesen Augen ansah, da meinte er, sie sei auch etwas ganz Besonderes, und Beide überfiel eine der Liebeskrankheiten, die sich weder durch augenblickliche Armuth, noch durch die Aussicht auf künftige Strömlingsmahlzeiten heilen lassen.

Der Secretair war ein viel zu bescheidener, ergebener Mann, um sich den elementaren Naturkräften zu widersetzen, und als der junge Mann mit seiner Absicht herausrückte, bekam er Mia, die die Alten neunzehn Jahre lang geliebt und behütet, für die sie gesorgt und gedarbt hatten . . . Und der Magister hatte sie erst vor fünf Monaten kennen gelernt! . . . Ja, wir Männer haben es gut! Froh und sorglos gehen wir an den Fenster-

reihen vorbei. Kleine Nähtische, zierliche, weiße Finger, die sich hinter den hübschen, reinen Gardinen fleißig mit einer Handarbeit beschäftigen, junge strahlende Augen, sinnbethörende Stirnlöchlein, alles Das sehen wir durch die hellen Scheiben. Alles dies wächst heran, wird behütet, geliebt und verzogen und für uns allein, und beliebt es uns, dann zu erscheinen und uns anzubieten, so nehmen wir den Alten ihr Alles. Sie bleiben allein und müssen sich hinfort mit dem zweiten — bald dem dritten — Platz in dem Herzen ihres Lieblings begnügen.

Was weiter! Wir müssen's ja einst mit Zinsen bezahlen, wenn unsere Eigenen groß sind, und dann denken wir vielleicht mit ganz anderen Gedanken an die Alten, denen wir selbst den Sonnenschein ihres Heims geraubt haben, ohne dabei etwas Anderes als unsere eigene, jubelnde Freude zu empfinden. Der Magister erhielt eine Anstellung an einem anderen Gymnasium, so weit fort, daß es 23 Mark 75 Pfennige kostete, wenn man dritter Classe dorthin reisen wollte. Das Spartassengeld wurde erhoben, Confect und

Muscato Lunel gekauft, ein Kistchen Revisionscigarren besorgt, und Mia trug den Brautfranz in den weichen, braunen Locken.

„Papa, wir wollen es uns erlauben, wir müssen doch Mia's Heim sehen“, sagte Frau Malin vier Wochen nach der Hochzeit.

„Wir können es jetzt nicht, Mama. Hin und zurück würde es uns mit den allernothwendigsten Extrausgaben an 100 Mark kosten“, seufzte Papa.

Nun kamen liebevolle, lange Briefe; Briefe, die dem Gezwitscher aus einem neuerbauten Vogelneft glichen, wenn der Frühling in unserem Norden Einkehr gehalten hat. Die drei kleinen Zimmer waren auch gar zu reizend. Mama sollte nur einmal sehen, wie die Stickerien, die Tante Anna zur Hochzeit geschenkt hatte, die Korbstühle in der guten Stube zierten und wie hübsch sich der rothe Sophabezug in Adolf's Zimmer machte. Und erst die Küche! Alles hinge gepußt an seinem Haken und Riegel, genau so, wie Mia es bei Mama gelernt hatte. Den Kaffee brenne sie gleich für die ganze Woche und verwahre ihn dann in der verschließbaren

Blechbüchse, damit das Mädchen nichts davon mausen könnte. Dort wären die Mädchen ebenso hinter dem Kaffee her wie daheim. Ob sie die neumodische Sodaart zur Wäsche nähme? Nein, das thäte sie nicht. Die Wäsche würde freilich schön weiß davon, aber Mia meinte doch, es müsse dem Gewebe auf die Dauer schaden. Ach, wenn doch Mama kommen und Mia's Leinensschrank sehen könnte!

Später wurden die Briefe ein wenig ängstlich. Mia hätte hätte jetzt zu gern selbst mit Mama gesprochen. Es gab so Manches, was sich brieflich nicht mittheilen ließ, worüber man wirklich nicht schreiben konnte. Es war doch eigentlich schrecklich eng; nur drei Stuben und Küche. Jetzt ging es ja noch, aber für später wäre ein wenig mehr Raum doch sehr erwünscht. Ob Mama noch Mia's kleine Bagendecke hätte?

Ein paar Monate darauf kam eine Depesche:

„Secretair Stenqvist

Westöping.

Heute Mittag, 12 Uhr, wohlgestaltetes Mädchen.
Mia nach Umständen wohl. Sehnt sich sehr nach Euch.
Adolf.“

Als Papa vom Comptoir kam und ihr die Depesche überreichte, zitterten Mutter Malin's kurze, dicke Finger so, daß das Papier ganz zerknittert wurde. Sie vermochte kaum zu sprechen, sie umarmte nur ihren Mann, sah ihm fragend in's Auge und flüsterte: „Andreas?“

„Ja, Malin, wir reisen mit dem Abendzuge; ich habe mir schon Urlaub verschafft.“

* * *

In der Etagenthür stand Frau Svensson, fett und mundfertig und behauptete, es ginge auf keinen Fall an, die junge Frau zu stören.

„Sie Frauenzimmer, mein Name ist Malin Stenqvist“, sagte die kleine grauhaarige Dame im grünseidenen Umhang und schob sie energisch bei Seite.

Da wurde Frau Svensson eitel Sonnenschein und meinte, Nichts könnte der jungen Frau wohl heilsamer sein, als dieser liebe Besuch. Sie wollte sie nur erst ein wenig vorbereiten. Zu große Freude könnte auch schaden.

Der alte Secretair stand draußen und fühlte

sein Herz klopfen. So schnell hatte es nicht wieder gepocht, seit damals, als er um Mama anhielt. Er sah sehr gerührt aus, der Alte!

Frau Malin war auch gerührt, aber ihre Augen gebrauchte sie doch. Nein, wie reizend war Mia's beste Stube! Aber Kinder sind und bleiben Kinder; da legte Mia sich nun auf einige Wochen in's Bett und vergaß anzuordnen, daß die Möbel zugedeckt werden mußten. Bei solchem Wirrwar! Das moosgrüne Zeug war doch so empfindlich! Also das war nun das Dienstmädchen. Nun ja, sie sieht recht nett aus, das Kind!

„Was in aller Welt hast Du da auf der Untertasse, Kind? Das geht nicht an; den Spiegel darfst Du nicht mit Pommeranzbranntwein poliren! Doppeltdestillirter gehört dazu, aber nimm Du nur Essig, das wird am klarsten. Ja, sieh mich nur an, ich bin die Mutter der Frau, mußt Du wissen.“

Frau Svensson öffnete die Thür der Schlafstube mit einer so großartigen Handbewegung, als wären es die Flügelthüren des Weißen Saales an einem Hofball-Abende.

Drinne lag Mia's liebes Köpfchen auf weißen, spitzenbesetzten Kissen. Mit dem Myrthenkranz in den reichen Locken und den Orangenblüthen an der Brust war sie eine liebliche Erscheinung gewesen, doch jetzt war sie es noch viel mehr, meinte Mutter Malin.

Es liegt immer etwas Eigenthümliches in der ersten Umarmung zwischen Mutter und Großmutter. Grenzenlose Liebe, Freude sondergleichen liegt darin. Aber nicht diese beiden allein: auch das Gefühl, als träten Mutter und Tochter einander durch die überstandene Gefahr und die Schmerzen noch näher; das Kind wird jetzt ebenfalls in die Mysterien der Mutterliebe eingeweiht, es hat den Ritterschlag des hehrsten Gefühls empfangen und kann dadurch nun auch voll und ganz verstehen, was es seiner eigenen Mutter ist.

„Drücke sie nicht todt, Mama! Laß mich auch — hm — die Sonne blendet so — laß mich auch Mia begrüßen“, stammelte der alte Vater.

Hinter ihnen stand der junge Magister mit der Kleinen auf dem Arm; ein Bißchen verlegen

sah er aus, aber seine Augen strahlten vor jubelnder Vaterfreude.

„Guten Tag, Großpapa und Großmama“, sagte er.

Der Secretair wandte sich um, und im Nu drängten sich Alle um die Kleine. Dies stimmte ja wie seine eigenen Contoabschlüsse, und die kleine Folionummer lag in den Windeln und zeigte deutliches Mißvergnügen über die Anstalten, die doch augenscheinlich nur zu ihrer eigenen Bequemlichkeit getroffen worden waren.

„Darf ich sehen, wem sie ähnlich sieht? Mia's Augen, meine Nase, aber die überhängende Unterlippe hat sie von Andreas. O, Adolf, sei nicht betrübt, Dir sieht sie auch ähnlich“, meinte Frau Malin.

Frau Svensson ging hinaus in den Salon und wischte sich die Augen. Dazu glaubte sie sich verpflichtet, denn sie hatte selbst eine Tochter, die sich zu Mariä Himmelfahrt mit einem Faßbinder aus Gothenburg verheirathen wollte.

Frau Malin nahm die Kleine auf ihre fleischigen Arme und wiegte sich mit geübter Be-

wegung fachte hin und her, so daß der grünseidene Umhang, den sie abzunehmen vergessen hatte, leise knisterte.

Die Kleine war nun ganz still und lächelte. Ich weiß wohl, daß verständige Leute nichts auf solches Säuglingslächeln geben, weil es ihrer Meinung nach nur durch eine minder poetische Muskelzusammenziehung (nicht einmal im Gesichte) hervorgerufen wird; doch ich glaube bestimmt, daß die Kleine Großmama anlächeln wollte, und Großmama glaubte es mit mir!

Durch Eis und Schnee.

Die schmalspurige Zweigbahn war nur elf Meilen lang. Sie hatte drei Locomotivführer und schlechte Einnahmen. So ging es nicht an, diesen viel zum Leben zu geben, da der Director selbst mit blankgekehrten Aermeln herumlaufen mußte und seine Frau Handschuhe auf Provision verkaufte.

Ungefähr in der Mitte der Linie lag eine kleine, kleine Stadt, wohin das Scharlachfieber zwei Mal im Jahre kam, aber die neueste Mode erst ein ganzes Jahr später, nachdem sie in Stockholm abgelegt worden war. In der schmalsten Straße dieser kleinen Stadt, in einem freundlichen, gelbangestrichenen Häuschen, das durch

stets blankgeputzte Augen von Auschußglas in die Welt blickte und üppige Geranien als Augenlider hatte, wohnte Zugführer Lindahl von der schmalspurigen Eisenbahn. Und hinter den Geranien neigte sich das hübsche, bleiche Antlitz seines lieben, kleinen Weibes über endlose Leinensäume, und um die Füße der Nähmaschine spielte ihr dreijähriger, blauäugiger Gustav. Wenn die Mama das Schwungrad der Maschine einölte und es herumlaufen ließ, stand Gustav fest und breitbeinig dabei, streckte sein rundliches Händchen aus und commandirte: „Zug ab!“

Es war nun vier Jahre her, seit Papa und Mama zusammengekuppelt wurden und zusammen „Zug ab!“ in's Leben fuhren. Richtung und Fahrplan kannte man freilich nicht vorher, doch es scheint, als ob der Zug nur wenig Güter mit sich führte, gut um die Kurven kam, aber sich lange, lange aufhalten mußte, ehe er eine Wasserstation auf der Fahrt erreichte. Aber vorwärts ging es doch, denn die Liebe fuhr mit und feuerte treten an, wenn die Nahrungsforgie die Linie undeutlich machen wollte.

Vindahl wurde von seiner Verwandtschaft geradezu als verrückt betrachtet, als er bei der Schmalspurigen eintrat. Er hatte ja die Prima des Gymnasiums durchgemacht und hätte vielleicht in fünfundzwanzig Jahren eine wirklich feine Stellung einnehmen können, wenn er studirt hätte. Aber Vindahl hatte zu tief in die liebevollen Augen von Fahnjunker Blomball's munterer Maria gesehen, und fühlte, daß er nur eine Stelle brauche, die ihm schnellen, wenn auch knappen Verdienst verschaffe. So war es gekommen, daß diese Weiden und noch ein Kleiner dazu in zwei Zimmern des freundlichen, gelben Hauses mit den Geranien wohnten. Es war dort niedrig, aber gemüthlich und warm.

Die Wange wurde rußbedeckt und die Brust kalt in dem Schneetreiben draußen auf der Bahn, aber hier drinnen thaute sie auf in Maria's runden Armen und an Gustav's liebem, goldblondem Köpfschen, das sich so dicht an Pappa's Lederwamms schmiegte, wenn er Abends heimkam.

Vindahl mußte einen Tag den Zug nach Süden bis zur Endstation führen und ihn am

Abend wieder zurückbringen. Den folgenden Tag war er dann dienstfrei, und in seiner Sehnsucht nach diesem Augenblick stieg er mit Lust und Liebe auf sein Dampfroß und freute sich wie ein Kind über jedes Abfahrtsignal; es brachte ihn ja dem Kleinen und Maria näher.

Darum wunderte sich auch der Bahnhofsinstructor, als er den Führer eines Morgens bleich und düster, mit schwarzen Ringen unter den Augen auf die Maschine steigen sah.

„Fehlt Ihnen Etwas, Herr Lindahl?“

„Unser kleiner Gustav wird wohl sterben müssen, Herr InSTRUCTOR.“ Und damit ging der Zug ab.

Die ganze Woche war es hartes Frostwetter gewesen. Scute schneite es wieder und stürmte dazu. Der Zug kam auf jeder Station zu spät an, bei jeder wurde es später und später, und als man umkehrte, war es ungewiß, ob man die kleine Stadt Abends überhaupt noch erreichen würde. Es glückte, und mit einer Verspätung von zwei Stunden fuhr der kleine Zug in die Station ein. Er sah wie ein Spielzeug aus,

wie alles Material auf unseren schmalspurigen Zweigbahnen. Mit einem „Gott sei Dank!“ sprang Lindahl hastig auf den Perron und wollte heim eilen zu den Seinen.

„Lindahl!“

„Herr Inspector?“

„Wir sitzen in einer vertheuften Klemme. Der Mittagszug nach Norden mußte ein und einen halben Kilometer von hier wegen einer gewaltigen Schneewehe die Fahrt einstellen. Nun haben fünfzig Mann das Geleise dort freigeschaufelt und es ist jetzt möglich, den Zug durchzubringen. Er muß nun abgehen, aber Jensen liegt besinnungslos und der Doctor hat Typhus constatirt. Er hat ihn sich bei diesem Hundewetter auf der Maschine geholt. Sie müssen den Zug übernehmen.“

„Was, jetzt — zur Nacht? — Herr Inspector — ich bin erkältet — überanstrengt — ich habe keine übermenschlichen Kräfte.“

„Es ist hart, das weiß ich; aber im Reglement steht Nichts von „Ueberanstrengung“. Sind Sie so krank, daß die Sicherheit der Passagiere

und des Materials in Frage gestellt wird, wenn ich Sie fahren lasse?"

„Vielleicht nicht — aber Herr Inspector — mein kleiner Gustav stirbt gewiß in dieser Nacht — wenn es nicht schon geschehen ist —“

„Es thut mir leid, Lindahl, aber über kranke Kinder steht gewiß kein Wort im Reglement. Können Sie fahren oder nicht?"

„Wann soll der Zug abgehen, Herr Inspector?"

„Sieben Uhr fünfzehn.“

„Karlsson, anheizen! In zehn Minuten bin ich zurück.“

Zu Hause stand es schlecht. Feucht klebten die blonden Locken an der Stirn des kleinen Gustav, es rasselte im Halse und die kleinen Hände mit den Grübchen waren krampfhaft geballt. Die Brust hob sich mühsam und der Blick war so angstvoll, wie der eines verwundeten Vogels. — Der Mutter Thränen waren versiegt; bleich, mit fest zusammengepreßten Lippen trocknete sie den Fieberschweiß von den Wangen ihres Lieblings. Aber als der Vater kam, brach

es wieder los, bebend und schluchzend hing sie an seinem Halse und rief: „Er stirbt! er stirbt! Aber er darf nicht sterben, er kann nicht sterben! Der Doctor sagt, es sei kaum ein Schimmer von Hoffnung. Aber Gott kann nicht so grausam sein! Gusti, hier ist Papa, er bleibt nun die Nacht über bei seinem lieben Jungen. Gusti, Du kennst doch Deinen Papa wieder?“ Mühsam theilten sich die blutunterlaufenen Augenlider, das Rasseln verstummte einen Augenblick, der Schatten eines Lächelns fuhr über die Wangen und die kleinen Lippen stammelten: „Lieber Papa, Du sollst an Gusti's Bette sitzen!“ — —

Wieder stand er auf der klappernden Maschine, wieder ging es durch Eis und Schnee. Er wußte nicht, wie er sich aus Maria's Armen losgemacht hatte und auf die Locomotive gekommen war. Aber nun stand er da und sein Blick heftete sich fest auf die Schneewehen im Geleise. Die Schaufeln durchschneiden eilig die weißen Hügel und werfen weiße Wolken nach jeder Seite. So, gerade so gefühllos schneidet der

Schmerz in seine Brust ein. Wie kalt es dort unten ist in dem harten Boden unter dem tiefen Schnee! Und dort soll sein kleiner Gustav bald gebettet werden, tief, tief hinein! Nie sollte er wieder spielen: „Zug ab!“ nie wieder würden seine kleinen Schritte auf dem Fußboden erschallen, wenn er den Papa die Thür öffnen hörte. Nie würde er sein: „Guten Abend, lieber Papa!“ wieder zwitschern. O! —

„Was giebt's?“

„Nichts, Karlsson!“

„Es kam mir so vor, als ob Sie so unheimlich aufschrien, Herr Lindahl.“

„Stehen Sie nicht da und träumen. Ich sage ja kein Wort. Nachheizen!“

Bei der nächsten Station stieg der einzige Passagier des Zuges aus. Der dicke Herr fuhr erster Classe und im Biberpelz. Sein Schlitten hielt am Perron und der Kutscher empfing ihn. Der Zug war nur kurz und so hörte und sah der Führer Alles.

„Wie steht's zu Hause, Blomqvist?“ sagte der dicke Erstclassige.

„Alles wohl, gnädiger Herr!“

„Meine Frau und Kinder gesund?“

„Sawohl, Alle gesund!“

Es schnitt dem Führer in's Herz. Der dort im Biberpelz und dem eigenen, bedeckten Schlitten, reich, froh und zufrieden, eilte in sein warmes, schönes Heim. Ihn würden Weib und Kinder gesund und froh empfangen und ihm jubelnd die Arme öffnen; während er, der arme, halb-erfrorene Zugführer auf der kalten Maschine morgen nur ein gebrochenes Weib und eine starre, kleine Leiche im Korbwagen finden würde.

Weiter durch Schneewehen und Nordwind. Letzte Station! mehr Kohlen! Erst am folgenden Tage sollte der Zug zurückgehen, um als Zug Nr. 3 wieder die regelmäßigen Fahrten nach dem Schneesturm aufzunehmen. So lautet die telegraphische Ordre.

Die Naturgewalten hatten ausgetobt und feierten Sabbath. Ein weißes Tuch lag über ihrem Altar ausgebreitet und die Sonne strahlte vom Firmament. Schneediamanten glitzerten auf den dunkelgrünen Tannen, die sich unter der Last

beugten, die Bahnlinie lag frei und offen da, und an den Fenstern, an denen man vorbeieilte, saßen frohe und zufriedene Menschen, schauten den kleinen Spielzeugzug an und freuten sich, daß die Züge nun wieder wie gewöhnlich gingen. Der Führer wandte sich hastig zur Seite. Zwei große Thränen rollten langsam die schwarzen Wangen nieder. Schnitt der Wind heute auch so scharf? O — nein — da saß nur eine Frau mit ihrem kleinen Jungen auf dem Schoße an dem Fenster der kleinen Hütte dort an der Bahnlinie. Endlich — da! Er will keinen der Kameraden auf der Station fragen, wie es steht, er will es nur von den einzigen Lippen auf der Erde hören, die ihm die Bitterkeit mildern können, und so stürmt er nach Hause, ohne mit Jemand zu reden.

In dem gelben Hause hingen die feinen, weißen Gardinen wie gewöhnlich und die Geranien standen wie immer dahinter. Es schien ihm, als ob sie ihm zunickten: „Klein Gustav ist todt! Klein Gustav ist todt!“ Er flog die Treppe hinauf und riß die Thür auf. Maria

fiel ihm schluchzend, aber unter Thränen jubelnd um den Hals, und im Korbwagen saß Klein-Gustav bleich und schwach, aber frei von Schmerzen und dem Leben wiedergegeben! Er spielte mit einem kleinen, rothen Zeuglappen an einer kleinen Stange und lallte: „Zug ab, Zug ab, lieber Papa!“

Der Bäuerin Freier.

Feine Leute haben „in denselben Kreisen verkehrt“ oder eine Saison in Dysekil mit einander verlebt, sich auf dem Balle bei Geheimraths getroffen oder sind „auf Better Otto's Hochzeit Trauführer und Brautjungfer“ gewesen.

Einfache Leute haben „zusammen beim Gerichtsbauer gebient“ oder „sind gleichzeitig confirmirt worden“.

Feine Leute haben „Airtations“, einfache Leute „mögen sich leiden“. Aber eigentlich ist es doch dieselbe Geschichte: Herzen, die ersehnen, hoffen, sich freuen, genießen, leiden und — entsagen.

Johannes und Stafva waren zusammen „zum Prediger gegangen“, hatten einander beim alten Präpositus gegenüber gegessen, sich gegenseitig mit

Kringeln und Zuckerstengeln tractirt und waren auch zusammen vor den Altar getreten.

Warmblütig und rothwangig, gut im Katechismus und der biblischen Geschichte waren sie Beide; aber Stafva war „die Dirn' des Kirchenvorstehers“ und Johannes nur ein „Häuslersohn“. Es hatte nie Etwas zwischen ihnen gegeben, sie waren ja noch Kinder; aber Stafva wünschte im Herzen, daß die jungen Bauernsöhne, die ihres Gleichen waren, wie Johannes aus Fällan ausgehen hätten, und Johannes, ja . . . Johannes plagte sich Tags über tüchtig als Knecht ab und ließ sich die nöthige Nachtruhe durch kein hoffnungsloses Sehnen stören.

Als Stafva neunzehn Jahre alt war, hielt der Sohn des Freibauern aus Grönåkra um sie an. Er war schwächer als Johannes, hatte etwas schiefe Beine und seine Haare waren aus Versehen ein Bißchen roth gerathen, aber er war doch ein guter Junge, und da auf dem großen Gute nur zwei Geschwister waren, so war es eine gute Partie, und Stafva heirathete ihn am zweiten Weihnachtstage.

Im Herbst zuvor hatte er zufällig Johannes als Knecht gemiethet; aber Stafva fürchtete Gott, webte Drell, hielt ihren Sven in Ehren und stellte keine Vergleiche an. Doch ist es wohl möglich, daß die Käsescheiben auf dem Vesperbrode des Confirmationskameraden dicker wurden, als es nöthig gewesen wäre.

Einmal im Spätherbst, als das Korn und die Kartoffeln schon eingeerntet waren, erkältete sich Sven und starb. Die Trauer und die Zwölflöcherkringel waren groß, und Stafva ließ ein prächtiges, schwarz und weißes Holzkreuz malen mit seinem Namen und dem des Hofes und vielen schönen Sprüchen und brennenden Herzen, denn Sven war immer gut zu ihr gewesen. Ein einzig Mal nur hatte er gemeint, ein Rahmkäse, ein Pfannkuchen und drei Brode von Roggenlichtmehl wären genug zum Vorseßen beim Begräbniß der Tante, während Stafva doch noch einen frischen, gerösteten Käse hinzuzufügen für nöthig hielt, sonst hatte es in ihrer Ehe niemals Zank oder Meinungsverschiedenheiten gegeben. — Johannes blieb auf dem Hofe, hieß Oberknecht und besorgte Alles auf's Beste.

•

Als der Sommer in's Land gekommen war, meldeten sich Freier bei der Wittve, denn sie war erst Bierundzwanzig; Ewen's Schwester war aus dem Hofe „herausgezahlt“ worden, und da auch keine Kinder da waren, so war sie, wie man sich denken kann, die beste Partie in sieben Kirchspielen.

Zuerst war es Ephraim, der Sohn des alten Präpositus, der die landwirthschaftliche Schule besucht hatte, eine Weste aus sämischem Leder, Stulpstiefeln und Alles, was zu einem guten Landwirthe gehört, besaß. Außer dem Acker natürlich.

Herr Ephraim jagte jeden zweiten Tag und stets wurde er müde und mußte sich ein Bißchen ausruhen, wenn er auf den Hof der Wittve kam. Und dann saß er auf dem Schlassopha und streckte die Beine mit den Stulpstiefeln lang aus, zupfte an der Lederweste und seufzte: „Ach, Mutter Stafva, wenn Sie wüßten, was ich hier empfinde...“

Und Stafva hielt den Spinnrocken an, sah Herrn Ephraim sehr freundlich an und sagte zur Magd:

„Stina, hole die Flasche und rühre Herrn Ephraim einen Bittern an! Der arme Kerl hat sich den Magen erkältet. Der Pfeffer steht vor'm Fenster, Du Blindschleiche!“

Da wurde Herr Ephraim traurig und ging nach Hause, wo er zum alten Präpositus sagte: „Papa, ich kann nicht! Sie ist viel zu roh, sie versteht mich nicht!“

Herr Ephraim hatte sich kaum der Stulpstiefeln entledigt und sich zu Mama in den Saal des Pfarrhauses gesetzt, so kam der Adjunct in Gemeindeangelegenheiten bei Grönåkra vorbei und mußte sich nothwendiger Weise einmal nach Mutter Stafva umsehen. Da wurden denn Pfannkuchen mit Gelée, Rippenbraten und Himbeersaft aufgetischt. Und der Adjunct schnitt sich ab, legte den Kopf schief auf die Seite, pfefferte und salzte das Gelée und sprach von der Nothwendigkeit, „das Herz mit Fleiß zu bewahren, denn daraus entspringt das Leben“, aß ein paar Löffel Pfannkuchen und meinte dann, daß es doch gar schwer sei, das Herz zu bewahren, wenn man jung und hübsch und mit irdischen Gütern gesegnet sei.

Wenn er Mutter Stafva beim Kampfe gegen die Versuchungen dieser Welt als Stütze dienen könnte, so würde er es so herzlich gern . . .“

Wenn er mit seinen „Betrachtungen“ so weit gekommen war, schlug Mutter Stafva gewöhnlich die Hände zusammen und rief:

„Herr Gott! Entschuldigen Sie, Herr Pastor! Das Mutterfchwein ist ausgerissen!“

Und damit lief sie fort und ließ ihren Seelsorger allein, und ich will Euch sagen, daß, wenn sie bald darauf wieder kam, weder vom Rippenbraten, noch von der liebevollen Stimmung viel mehr übrig geblieben war.

Und Johannes arbeitete, ordnete und besorgte Alles auf dem Hofe, der mit jedem Sommer eine reichere Ernte gab. Und jeden Herbst kam eine neue Kuh in den Stall, und Sonntags saß er in seinem schwarzem Tuchanzuge und braunem Filzhut auf dem Bock und fuhr die Bäuerin zur Kirche. Und ein flinker Oberknecht war er, gut und freundlich gegen seine Leute, nur manchmal nicht; da fuhr er sie an und schalt ganz ohne Grund, und wären die Knechte und die Mägde

ein Bißchen bessere Psychologen gewesen, als sie es waren, so hätten sie es bald herausgehakt, daß die schlechte Laune des Oberknechts sich stets gleichzeitig mit einem neuen Freier der Bäuerin einfand.

Dann pflegte der neue Freier stets die Ställe, die Koppel, die Acker und den Wald zu besuchen und Johannes mußte ihm Alles zeigen. Wenn der zukünftige Bräutigam dann manchmal redete, als wäre schon Alles sein und meinte, daß der Eichenhagen zur Weide ausgerodet werden müsse, daß die Abflußgräben zu breit und die Erdfüllung des Moores zu feicht sei, dann fühlte Johannes, wie sich ihm das Herz umdrehte, und er nahm sich bestimmt vor, zum Herbst abzugehen.

Doch wenn die Bäuerin im Sommer auf das Flachsfeld kam, wo sie beim Säen waren, und Speck und Rührei zum Besperbrod mitbrachte, wenn sie dann vor ihm stand mit den leinenen Hemdärmeln, von den runden, sonnenverbrannten, schwellenden Armen zurückgeschlagen, ihn mit ihren großen, braunen Augen so freundlich und herzlich anblickte und fragte:

„Johannes, Du bleibst doch nächstes Jahr bei mir? Ueber den Lohn werden wir uns schon einigen“ — Ja, hätte es da sein Leben gegolten, er hätte nichts Anderes antworten können als:

„Ja, wenn die Bäuerin mit mir zufrieden ist, so denke ich nicht an's Abgehen.“

Dem guten Johannes kam nie der Gedanke, Stasva für sich zu gewinnen. Er dachte eigentlich gar nicht über seine Stellung zu ihr nach, aber wenn er es gethan hätte, so hätten sich seine Wünsche nicht weiter erstreckt, als in Ruhe und Frieden vor den Freiern der Confirmationskameradin sein ganzes Leben lang treu und fleißig dienen, für sie sorgen und arbeiten und sie sich bei Tisch täglich drei Mal gegenüber sitzen sehen zu dürfen, wo sie ihn freundlich und mild anlächelte, so daß die weißen, breiten, hübsch geformten Zähne durch die dunkelrothen, schwelenden Lippen glänzten.

Schließlich wurde Ernst aus der Heirath der Bäuerin. Der Stepplinger Bauer war in blau-gemaltem Wagen, mit jungen, braunen Pferden davor, auf den Hof gekommen und hatte in sausen-

der Fahrt die Allee hinauf kutschirt. Er war ein schmucker Bursche, und als er eine Wendung um den Sükapselbaum an der Holzstallette machte und dabei mit der Peitsche klatschte, dachte Mutter Stafva bei sich selbst: „Jetzt oder nie!“

Und es sah aus, als sollte es „jetzt“ werden. Der Bauer und Stafva kamen gut übereins, und dem Freier gefiel Alles, was er auf Grönåkra sah. Die Bäuerin war gerade nicht so „arg verliebt“, denn das konnte sie wohl nicht werden, sie war innerlich ja so eigenthümlich ruhig. Aber einmal mußte es doch sein, und sie mußte, daß sich ihr kein passenderer Freier bieten würde. Nach gewöhnlicher Bauernweise wurde beim ersten Besuche weder Ja, noch Nein gesagt. Jetzt war Pfingsten, und Johannis sollte Stafva sich Stecklinge „be-
sehen“, ob es ihr dort gefiele.

Und der Sommer kam und das Laub hing kräftiger als zuvor über die weißen Stämme der Birken herab, der Faulbaum blühte und in den Bienenkörben vor dem Hause summt neues Leben. Die Sonne schien so warm, südwestliche Winde spielten um Hals und Wange, das Blumen-

völkchen der Wiesen erhob grüßend seine bunten Köpfe über das saftige Gras, und drunten am See konnte man die blaue, stille, glänzende Oberfläche hier und da durch einen spielenden Fisch durchtheilen sehen, und hübsche kleine Kreise plauderten aus, daß auch dort unten in den kühlen Wogen Sommer, Leben und Liebe herrschten.

Da fuhr Johannes Mutter Stafva in der blankgeputzten Tyrolerfarre nach Skepplinge, und der junge Bauer stand auf der Vortreppe und nahm seinen Gast lächelnd und mit frohem Stolz in Empfang.

Alles war so prächtig, stattliche Häuser und große Leinenschränke, grünende Saaten und üppige Wiesen, viel Kupfergeschirr an der Küchenwand, viel Silberzeug in der Commode, viel Wärme in den Blicken des jungen Besitzers.

Am nächsten Vormittag wollte Mutter Stafva wieder nach Hause fahren. Dann wollte der Freier endgültigen Bescheid haben. Den sollte er auch bald erhalten, und Stafva's freundliche Worte ließen ihn das Beste hoffen, aber sie wollte sich

nicht eher ganz entscheiden, als bis sie sich einige Tage zu Hause genau geprüft hatte.

Während der Bauer seine junge Schwester antrieb, ein kleines Abschiedsmahl zu rüsten, ging Mutter Stafva den Hügel hinauf, um Johannes zu suchen und ihn zu bitten, das Pferd anzuspinnen.

Plötzlich blieb sie stehen, trat einen Schritt zurück und blickte dann grade aus, während sie lautlos den Kopf nach dem Haselstrauche am Fuße des Hügels vorstreckte.

Da lag Johannes, der Oberknecht, und stützte die Wange in die grobe, schwielige Hand. Aber, was in aller Welt, war das mit ihm? Die breiten Schultern zuckten convulsivisch, der ganze Körper bebte, und schwaches, unterdrücktes Schluchzen preßte sich aus der breiten Brust.

Mutter Stafva erbleichte. Ja so, deshalb war es ihr so schwer geworden, sich zum Wiederheirathen zu entschließen! Der Confirmationskamerad liebte sie still, schüchtern und hoffnungslos; er hatte nie Etwas für sich selbst begehren

wollen, aber nun trauerte er, weil er sie bald einem Andern angehören sehen würde.

Und diese demüthige, nichts fordernde Hingebung hatte sie selbst mit starken, unsichtbaren Fäden umspinnen. Ja, nun fühlte sie, nun da gleichsam ein Blitz ihr das eigene Innere erhellte, daß sie den Jugendfreund wiedergeliebt hatte, ohne darum zu wissen. Wie lange? Ja, das wußte Gott allein, vielleicht . . . schon seit sie damals zusammen confirmirt worden waren.

Mutter Stafva hatte achtundzwanzig Jahre auf die Liebe gewartet. Nun wurde es ihr zu eng um's Herz. Leise trat sie näher und legte die Hand auf seine Schulter:

„Johannes!“

Johannes, der Overtnecht, fuhr zusammen, wurde roth wie Blut und stotterte:

„Bui doch, Bäuerin, wie habt Ihr mich erschreckt! Daß Ihr so herkommt und einem armen Kerl so nachspionirt . . . ja . . . ja . . .“

Doch da setzte sie sich zu ihm in's Gras, legte den Arm um seinen braunen Nacken, zog ihn an sich und flüsterte wieder:

„Johannes!“

Und dann flüsterte sie noch mehr, viel mehr, und es war Johannes zu Muth, als wollte ihm eine wilde, übernatürliche Freude die Brust zersprengen, als ob er vor lauter Seligkeit den Abend nicht würde erleben können; und als er endlich Etwas sagen konnte, wurde es nur:

„Aber liebe, gute Bäuerin, . . . Sta . . . Stafva wollt' ich sagen, was werden nur die Bauern und die Knechte daheim dazu sagen? Und was soll der Bauer hier denken?“

Mutter Stafva richtete sich auf, ihre volle Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge, die stolzen, braunen Augen blizten auf und sie commandirte grade so, wie wenn sie auf der Vortreppe daheim stand:

„Spann' an, Johannes! Mutter Stafva von Grönåkra ist reich genug, um sich selbst einen Freier in ihrem eigenen Wagen in's Haus zu holen!“

Silberhochzeit.

Das kleine, bescheidene, enge Heim in der Hinterstraße hatte sich vergrößert und den Platz gewechselt. Nun lag es an der breiten, hübschen Esplanade und blickte aus einer langen, glänzenden Fensterreihe auf dieselbe hernieder. Die alten, einfachen Möbel existirten freilich noch, doch die Wiener Stühle waren aus dem Esszimmer in die „Stube der Jungen“ und das Sopha der früheren „guten Stube“ in das Zimmer der Töchter hinaufgebracht worden, und drunten in der eigentlichen Wohnung glänzte es von Nußbaum- und Birnbaumholz, da hauchten sich Plüsch und Seidendamast, da gaben große Pfeilerspiegel eine elegante und comfortable Einrichtung wieder.

Und dies war in fünfundzwanzig Jahren gesehen, und nun war die silberne Hochzeit!

Der hübsche Cassirer, der so reizend auf der Flöte blies, war Director geworden, war dick und fett und viel weniger hübsch und blies nie mehr auf der Flöte, und die kleine, schlanke, sylphidenhafte, blauäugige, schwachtende Modistin mit den rothen Rosen auf den sammetweichen Wangen und den goldgelben Locken über der blendendweißen Stirn, sie war Frau Directorin geworden, hatte jetzt ein Doppelfinn und raue und etwas zu rothe Wangen. In die goldenen Locken war Silber gekommen und Falten in die blendendweiße Stirn, und willst Du dort im Hause eine Sylphide sehen, so mußt Du Dich vorsichtig nach oben schleichen, durch die Thürspalte in das Zimmer der Mädchen gucken und Dir Ida, Jenny und Katharine ansehen. Drei Sylphiden für eine!

Und das war Alles in fünfundzwanzig Jahren gesehen und nun war die silberne Hochzeit!

Es hatte nicht immer Sonnenschein und

klaren Himmel gegeben. Ein Rassistergehalt ist klein, und Ida, Jenny und Katharine waren rasch auf einander gefolgt, und diese Reihenfolge war nur durch Karl, Adolf und Franz etwas unterbrochen worden. Es hatte Tage gegeben, wo die Speisekammer leer war, wo sich eine kleine, blendendweiße Stirn bedenklich runzelte und in stillen Grübeleien über dem Wirthschaftsbuch sich wehmüthig auf die fleischige Hand senkte. Und obgleich sie sich liebten, war doch die junge Frau nicht so ganz ein Engel, wenn sie auch so aussah, und der Rastirer nicht so ganz ein Philosoph, trotzdem es so aussah, wenn er steif und ernst an seinem Comptoirpulte saß. Und ehe es so weit gekommen war, daß Beide ihre Eigenheiten abgeschliffen hatten, prallten die Launen manchmal an einander, und da geschah es zuweilen, daß der Rastirer mit solcher Hast seinen Ueberzieher vom Nagel riß, daß das Anhängsel entzwei ging, und seine Frau so weinte, daß die Thränen auf die kleinen, weißen Sachen tropften, die sie gerade für die zu erwartende Jenny, Ida oder Katharine nähte.

Aber der Kassirer war tüchtig. Jede neue, kleine Stimme im Kinderstubenconcerte verlieh ihm doppelte Kraft und Energie, jedes neue Rosenmündchen, das „Papa“ entgegenlächelte, schien ihm neue, vortreffliche Geschäftsideen zuzulüftern, und so kamen denn die guten Tage, Tage des Wohlstandes und Comforts. Und während Mamachen ihre Schönheit immermehr einbüßte, wuchsen ihr dafür unsichtbare Flügel an den Schultern, mit denen sie der Häuslichkeit Frieden und Frohsinn zusächelte, und sie wurde innerlich immer mehr dem Engel gleich, den sie in ihrer Jugend äußerlich vorgestellt hatte. Und während Papa auf dem Comptoir immer bestimmter und energischer wurde, machte ihn die Herzensmassage der kleinen, runden Arme zu Hause immer weicher und milder. — Als man dann einen ganzen Monat lang für Jenny's Leben zusammen gezittert und mit einander an dem weißen Sarge des kleinen Adolf gekniet hatte — da war man wirklich erst, was man nach der Trauformel (die leider gelogen hatte) schon am Hochzeitstage sein sollte: ein Herz und

eine Seele, eine Harfe, deren Saiten stets im selben Ton erklingen.

Und dies war in fünfundzwanzig Jahren gesehen, und heute strahlte der schöne Julitag, der Tag der silbernen Hochzeit!

Katharine erwachte zuerst. Mit einer schnellen Handbewegung warf sie eine glänzend braune Haarwelle aus der Stirn zurück, erhob sich, sah die Blumenkörbe, die das Dienstmädchen am Morgen leise gebracht hatte, lächelte und rief: „Senny!“

Und dann wurden oben im Zimmer der Mädchen hübsche Sträuße und Guirlanden gebunden, und man zerbrach sich den Kopf darüber, was Papa dazu sagen würde, oder was Mama nur dazu meinen würde, und ob Papa wohl heute ein Wischen freundlich gegen Ingenieur Sköld sein würde und ob Ida bald mit den Kindern käme.

Denn um eine richtige Silberbraut sein zu können, muß man auch Großmutter sein; der junge Frühling muß mit den Herbstblumen auf den Wangen der Silberbraut spielen.

Mama pflegte sonst Morgens die Erste im Eßzimmer zu sein, aber heute beschloß sie, die Zeit zu verschlafen. Die Töchter wollten doch am liebsten Alles selbst arrangiren.

Papa hatte lange wach gelegen, aber seine Frau nicht stören wollen. Schließlich richteten sich zwei kleine, weiße, kugelrunde Gestalten auf einmal in dem großen, breiten Kofen in die Höhe. —

„Vina.“

„Andreas.“

„Heute ist es, Vina!“

„Ja, heute ist es, Andreas.“

Und dann beugte sich die eine kleine, weiße Kugel über den Bettrand nach der Anderen hinüber und sagte:

„Dank, Dank für Alles, Vina!“

Und darauf erwiderte die andere kleine, weiße Kugel: „Gott segne Dich, Andreas!“

Draußen im Eßzimmer wurde es allmählich hübsch. Blumen und Grün, wohin man blickte, sogar um Papa's und Mama's Kaffeetassen. Und die Geschenke! Eine Meerschampfeise für

Papa von Candidat Franz, natürlich eine silberbeschlagnene Pfeife zur silbernen Hochzeit! Eine Fruchtschale von Jenny und Katharine für Mama. Natürlich auch von „Silber“, wenn auch nur von Neusilber, denn zu dem anderen hatte das Taschengeld nicht gereicht. Und dann kam Ida mit Mann und Kindern und einem großen Etui, das geöffnet und mit dem Ausrufe: „Entzückend!“ begrüßt wurde. Darin lag ein Haarschmuck von Silberähren für Mama. Es wäre freilich naturgetreuer gewesen, wenn die reifen Ähren aus Gold gewesen wären, doch die Bedeutung des Tages und die Klasse des Schwiegersohnes harmonirten besser mit Silber.

Die alte Johanna öffnet die Thür so feierlich, als sei sie wenigstens Hofceremonienmeister, und zwei kleine Kugeln, aber nun nicht länger in Weiß, sondern in Schwarz, rollen in die Arme ihrer Kinder und Kindeskinde. Die Mädchen werden geküßt, der Sohn und Schwiegersohn umarmt, und Ida's kleiner Junge strengt sich an, zu sagen, wie ihn Mama gelehrt hat: „Gott segne Großpapa und Großmama!“

Papa und Mama strahlen vor Freude. Wie viel glücklicher sind sie nicht heute als vor fünf- undzwanzig Jahren! Für wie viel haben sie nicht zu danken, und dennoch fährt plötzlich ein Schatten über die milden Gesichter, und dennoch zucken ihre Lippen unmerklich wie von unterdrücktem Schmerz, als sie sich im Kreise am Kaffeetische umsehen. — Da schleicht sich Katharine leise hinter die Beiden, legt ihnen den Arm um den Hals, hält ihnen einen Brief mit brasilianischer Postmarke vor die Augen und flüstert: „Karl's Geschenk zur silbernen Hochzeit für Papa und Mama!“ — Und der Schatten weicht und die Augen glänzen wieder freudig. Mit bebender Stimme liest Papa den Brief laut vor, liest Worte der Liebe und der Neue, der Hoffnung und Theilnahme, des Kummers und der Dankbarkeit.

Karl war das Sorgenkind; alle Liebe um ihn schien umsonst und schließlich mußte er fort, weit fort, um dort zu versuchen, ein neues Leben zu beginnen. Sein leerer Stuhl am Tische hatte den silbernen Hochzeitstag bewölkt, aber

von weit her sandte er nun die Botschaft über's Meer, daß die Elternliebe doch nicht vergeblich war. „Gott sei Dank!“ seufzen Eltern und Geschwister. „Will Onkel Karl jetzt wieder artig sein?“ fragt der kleine Andreas und blickt mit seinen großen, klaren Augen der Großmutter in's Gesicht.

Zu Mittag kommen Gäste im Frack und mit Orden geschmückt, mit Juwelen und in Schleppekleidern; zu Mittag kommt Ingenieur Esköld und pflanzt abwechselnd Rosen und Lilien auf Katharinens Wangen. Zu Mittag kommt der Pastor und hält eine Rede im Kanzelton über Silber auf dem Scheitel und Silber im Silberschrank, über den Herbst des Lebens und die frischen Blumenkränze, die ihn dem Silberpaare erheitern. Beim Mittagsmahle soll auch Candidat Franz eine Festrede im höheren, poetischen Stil halten, und er sollte es eigentlich wohl können, denn in Upsala glückt es ihm stets; doch als er nun hier steht, in dem alten Eßsaal, und die lieben, alten Gesichter sich gerade gegenüber sieht, und alle Kindheits Erinnerungen ihm die Brust

zu zersprengen drohen, da verfliegen die einge-
lernten, feinen Redensarten, da wird es ihm
trübe vor den Augen und Candidat Franz
hält eine sehr, sehr „schlechte“ Rede. Aber
Papa und Mama murmeln: „Gott segne Dich,
Zunge!“

Die Gäste gehen, und die Kinder sagen gute
Nacht. Der kleine Andreas hat gebetet „Gott,
der Du die Kinder liebst“ und ist auf dem Sopha
in dem Zimmer der Tanten eingeschlummert.
Papa und Mama sitzen ein Bißchen müde im
Salon.

Da kommen wieder die Erinnerungen, und
die „Alten“ möchten sich so gerne ein paar
warme, herzliche Worte sagen.

Papa möchte gerne sagen, daß sie Beide
zwei alten, entlaubten Bäume glichen. Die
Töchter würden sie sicher nicht mehr lange be-
halten. Wie hatte Ingenieur Sköld sich heute
um Katharine bemüht! Grade wie ein gewisser
Raffirer vor fünfundzwanzig Jahren um eine
kleine Modistin. Dann wären sie wieder allein
wie zuerst, aber er würde sich doch reich und

glücklich fühlen, wenn er nur die kleine Mama behalten dürfte.

Etwas Derartiges möchte er sagen, aber es ist so lange her, daß der Director in dem Tone sprach, daß er es nicht herausbringen kann und statt dessen sagt:

„Hast Du die Lampe im Cabinet्त ausgelöscht, Lina?“

Es braust und siedet in der Brust der Directorin unter dem Silberbrokat. Es ist ihr gerade, als müßte sie von den Bahnfahrten des Kassirers und der Modistin an den warmen Sommerabenden unter Flötenspiel reden, von dem ersten, kleinen Heim mit der Flickendecke im Schlafzimmer und den Wienerstühlen in der Eßstube. Sie hätte sagen mögen, wie viel mehr sie den alten, plumpen Großvater mit dem kleinen Mondschein im Nacken jetzt liebte, als einst den jungen „schneidigen“ Kassirer. Aber sie ist so müde und sagt nur:

„Andreaschen, Du hast doch den Benedictiner eingeschlossen?“

Doch als dann die beiden kleinen Kugeln

zugleich die Saphatischlampe ausbliesen und nach der Schlafstube rollten, und der Silberhochzeitstag zu Ende war, die Flügelthür und die Portieren sich schlossen und Alles still wurde . . . still . . . ganz wie vor fünfundzwanzig Jahren, da wurde es dem Silberbräutigam zu eng um's Herz; stürmisch, jubelnd schloß er seine Lina in die treuen Arme, und der alte, strenge, barsche Director schluchzte:

„Gott segne Dich, liebe, kleine Mama!“

Die alte Mama.

Die alte Mama und Schwester Julia wohnten in einem Städtchen in der armen Gegend, zu der keine Eisenbahn führte, wo keine Diva sang und die Moden erst anlangten, nachdem sie in Paris und Wien alt geworden waren.

Die alte Mama hieß eigentlich Frau Stark und ihre Julia folglich Mamsell Stark und die alte Mieke „Starke's Raß“. Sie hatten nur zwei kleine Stuben und Mitbenutzung der Küche, denn Papa Stark, der Vater der Familie, beanspruchte keinen Platz. Er hatte seit vier Jahren sein Schlafzimmer draußen im Westen der Stadt, wo die Schlummernden nie in ihren Träumen gestört werden und die Sonne in jedem Früh-

linge neue grüne Gardinen um die Stämme der Ahornbäume webt.

Papa Stark war Tischler gewesen und hatte unverdrossen gearbeitet. Besonders seit Emil, der Sohn, nach Upsala ging. Es ist schrecklich, wie viel Geld drauf geht, bis man so gelehrt ist, daß man ein richtiger Referendar werden kann. Und Papa wollte nicht von den lumpigen Hellern nehmen, die er für Mama und Julia erspart hatte, aber es sollte Emil doch an nichts fehlen. Was konnte er da wohl Anderes thun, als für zwei arbeiten und seiner theuren Peise nach dem Mittagessen entsagen und den alten Sonntagsrock, der schon zwei Pastoren und drei Bürgermeister in Anäpöping überlebt hatte, wieder wenden lassen. Und wenn sein guter Freund Meister Falk, der Schuhmacher war und seinen eigenen Jungen auf den Schusterschemel gesetzt hatte, Sonnabends Abends vorsprach und fragte, ob Stark mit in den Rathskeller käme, um einen Grog zu trinken, da konnte er nicht anders als Nein sagen.

Während der alte Stark Stühle und Tische anfertigte und Nachts noch spät in der zugigen

Werkstatt stand, fing er so allmählich an, seinen eigenen Sarg zu hobeln, ohne daß er es merkte, und bald war dieser fertig, und die Bewohner von Knäpflöping sahen das gefurchte Gesicht und das weiße Haar des alten Tischlers nicht mehr durch das Werkstattfenster.

Emil kam nach Hause und machte sich außerordentlich gut in dem neuen schwarzen Frack, der mit Papas letztem Arbeitslohn bezahlt war. Er weinte sehr, zog Mama und Julia in die Arme und versprach, fleißig in seinen juristischen Studien zu sein, damit er ihnen eine Stütze werden könnte.

Da saßen nun die beiden, Mutter und Tochter, an dem kleinen, mit Geranien geschmückten Hof- fenster. Eine Nähmaschine stand zwischen ihnen; sie summt so fleißig und sang so munter: Emil studirt . . . nickenickenick . . . Emil kommt . . . nickenickenick . . . Emil macht bald sein Examen . . . nickenickenick . . . nickenickenick . . . nickenickenick . . . nickenickenick . . . Die Geranienblüthen fielen ab und knospeten wieder, und die alte Mama fiel ab, ohne wieder zu blühen, und Mamsell Julia wurde bleich und mager und

bekam so gräßliche Schmerzen im Rücken vom jahrelangen Sitzen an der Maschine.

Manchmal verstummte diese, und mitten am hellen Vormittage wurde ein angezündetes Stearinlicht auf den Tisch gestellt. Und dann kam Mamsell Julia von der Sparkasse mit großen, feinen Bankzetteln, die die alte Mama wie lieblosend und segnend mit der Hand streichelte und sie dann mit einem Seufzer in ein großes Couvert steckte, das Mamsell Julia mit fünf Siegeln verschloß.

Wie lang und schwer doch das Studium der Rechtswissenschaften sein muß!

Die Briefe erregten wirkliche Freude, wenn sie in der Bakfalastraße 24 ankamen, wo sich gewöhnlich irgend ein guter Freund nach Emil umsah.

„Nein, ein solcher Glückspilz! Moos mitten im Semester! Deine Alte ist die Perle aller nordischen Familienmütter, das muß ich sagen.“

„Ja, gut ist sie, das läßt sich nicht leugnen. Nun müssen wir aber hin und uns etwas Gebares zu Gemüth führen. Heute Abend treffen wir dann die anderen Jungen im „Bienenkorb“.“

Doch wenn Mama den großen Brief mit den schönenzetteln abgeschickt hatte, seufzte sie wieder und gab Mamsell Julia zwölf Pfennige:

„Wir nehmen auch heute wieder Strömling zu Mittag, mein Kind!“

Als das Sparrassengeld immer mehr zur Neige ging, konnten die Knäpfpinger, die Abends durch die Gasse gingen, die Köpfe der beiden Frauen noch bis spät in die Nacht hinein an der Nähmaschine am Fenster sehen; und der alte wurde immer weißer und runzeliger, der junge immer eckiger und bleicher und ein nie endender Strom weißen Leinens wälzte sich durch die blanke Maschine. Doch die Maschine war gewiß auch müde geworden, denn sie sang gar nicht mehr so munter. Glückliche Bräute kamen und brachten einen wonnigen Frühlingshauch von Licht und Freude in das kleine Zimmer. Mamsell Julia sollte ihnen die Aussteuer nähen und erhielt obendrein noch einen kleinen Uberschuß ihrer übersprudelnden Freude.

Doch wenn ihr die jungen, strahlenden, sonnigen Mädchengesichter einen Abschiedsgruß genickt und die Thür hinter sich geschlossen hatten, dann

kamen Mamsell Julia viele Gedanken, während sie die Leinenballen zu Tischtüchern, spizenbesezten Kopfkissen und allem Möglichen zuschnitt.

Da war ein kleines Theegebedeck mit rother Borte, gerade für Zwei passend. Wie müßte es sein, wenn man in einem hübschen Zimmer dies Tuch über den kleinen Tisch vor dem weichen Sopha ausbreiten dürfte, während aus der Sophaecke zwei liebevolle Augen gierig jeder Bewegung der kleinen Hand, die das Gebäck und die Tassen ordnete, folgten?

Feinstes holländisches Leinen, reiche Spitzen, farbige Stickerei um Hals und Ärmel! Ach, unter ihnen würde ein junges, glückliches, sehr glückliches Frauenherz pochen!

Nanu, Mamsell Julia, alte Närrin! Blick' auf, Du brennendes Auge; die Naht muß grade werden! Tritt rasch, Du schmerzender Fuß! Emil braucht Geld

Ihr gegenüber, an der anderen Seite des Tisches, tummelten noch frohe, rosige Träume unter dem schneeigen Scheitel. Die alten Augen blickten immer weiter in die Zukunft, je schwächer sie werden. Wovon träumt die Alte? Welches Gaukelspiel der Phantasie kräuselt wohl die welken Lippen zu einem Spätsommerlächeln?

.

Sa, Emil hat seine Studien mit Glanz durchgemacht und ist nun Bürgermeister in einer großen, großen Stadt, viel größer als Knäpfpöping mit ganzen 4—5000 Einwohnern. Die alte Mama wohnt im wärmsten Zimmer der großen Bürgermeisterwohnung. Heute ist Gesellschaft. Ein Bürgermeister „muß“ ja hin und wieder eine Gesellschaft geben. — „Komm jetzt, Mamachen!“ — „Nein, Emil, ich will nicht hinein zu Deinen feinen Gästen.“ — „Was denn, Mama! Der Herr Präsident wartet auf meine Mutter.“ — „D . . . Emil . . . Emil . . .“ Und dann legt er liebevoll ihre kleine, welke Hand auf seinen starken Arm, führt sie mit strahlenden Blicken und erhobener Stirn in den Saal und schämt

sich seiner alten Mama gar nicht. Und die feinen Herren verbeugen sich vor der Mutter des Wirthes, und zuweilen erhebt der Eine oder der Andere sein Glas und sagt: „Darf ich auf Ihr Wohl trinken, Frau Stark!“ — O, Emil . . . Emil!

— — — — —

„Mama, unsere Feuerung ist zu Ende, und ich habe noch nicht die Bezahlung für unsere letzte Arbeit.“

„Ach, Kind, was sagst Du? Ich träumte so schön“

* * *

„ — — — — —
Beim Becher, beim Becher
Sieht man den Dritten gern
— — — — —“

Daß eine schläfrige Stimme aus dem trotz der Winterkälte geöffneten Fenster des Dachstübchens, Bakjasastraße 24. Müde, mit glühenden Wangen und verglasten Augen begiebt sich Emil Stark auf die Entdeckungsreise nach Schwefelhölzern und Licht. Sieh' da! Nun, ging es vielleicht nicht schließlich doch! Aber — was Tausend . . . ein

Telegramm! Und er war fortgewesen und hatte „den ganzen Tag gefrühstückt!“

„Mama krank. Will Dich sehen! Komme

„sofort!

Julia.“

Er wurde todtenbleich, und seine Lippen zuckten. Aus dem armen Hause ein Telegramm, das eine ganze Mark kostete! Das war nicht zum Frühesten abgeschickt, das wußte er. O, das war der Tod . . . der Tod, der sie, die ihm Alles geopfert, dahinraffte, ehe er ihr etwas Anderes als Sorge bereitet hatte! Und er hatte sie seit drei Jahren nicht gesehen . . .

Er besaß keinen Pfennig zur Reise. Er versetzte, er bettelte, er weinte, tobte und flehte. Man zuckte die Achseln und murmelte: „Wir kennen Dich, Freundchen!“

„Sie haben ja Ihre Uhr noch nicht eingelöst, Herr Candidat.“

„Nein, Stark, komm' mir nur nicht mit solchen Geschichten!“

Schließlich hatte er die ganze Summe erbettelt.

Welche Fahrt! Er war allein im Coupée und froch mit aufgeschlagenem Rockfragen in eine

Er preßte die Lippen zusammen, damit der Schaffner ihn nicht schluchzen hören sollte, und sah jede Minute nach der Uhr, um auszurechnen, wann er wohl da sein könnte. Und dann zwanzig Kilometer im Schlitten! Die Gedanken eilten ihm voraus, er sah Julia verweint in der Thür stehen und stumm in's Zimmer deuten; und dort sah er so deutlich seine alte Mama starr und kalt liegen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und jede Faser erschauerte vor Angst.

Da lag endlich die kleine Stadt, und da war das gelbe Haus. Die Geranien standen wie sonst vor dem Fenster, — aber die beiden Köpfe waren fort, der alte und der junge.

Mit dem um Gnade flehenden Blicke eines zum Tode Verurtheilten begegnete sein Blick dem Auge Julia's und las darin, daß das Leben noch nicht entflohen war.

„Aber leise, Emil, Mama phantastirt! Es wird bald zu Ende sein . . .“

Er schwanke zum Fußende des Bettes und verbarg das Gesicht in den Kissen.

„So . . . da bist Du ja . . . Emil . . . ge-

liebter Junge . . . faß . . . faß an . . . Emil . . .
es liegt mir ein schweres Gewicht auf der Brust . . .
und Julia kann es nicht heben . . . faß an . . .
lieber Junge . . . dann geht es schon . . . Es . . .
war gut . . . daß Du nun kommst und Deine
alte Mama . . . zu . . . Dir nimmst . . . denn
weißt Du . . . wenn ich noch länger . . . hätte
warten müssen . . . so glaub' ich . . . wäre mir . . .
das Herz . . . gebrochen. Hebe den Balken . . . der
mir auf der Brust liegt . . . ein wenig auf . . .
Emilchen! Danke . . . mein lieber . . . guter
Junge! Julia . . . geh' . . . geh' gleich zu Frau
Berglöf und sage ihr: „Nun ist Herr Emil wirk-
lich . . . wirklich Assessor!“ . . . Ja so . . . Du
kommst und willst uns holen . . . ich will kein
großes Zimmer haben, Emil . . . nur einen kleinen
. . . kleinen Winkel . . . wo ich liegen und Gott
bitten kann, die Liebe meines Jungen zu belohnen
. . . und dann mußt Du gut gegen Julia sein . . .
armes Mädchen! . . . Sie kann ja nicht dafür,
daß sie . . . nicht . . . so hübsch und . . . so be-
gabt ist . . . wie Du . . . Nein, Julia . . . nicht
Hering heute . . . wo der Herr Assessor gekommen

ist . . . Wissen sie in der Stadt . . . daß Du nun . . . wirklich . . . Affeffor bist? D . . . nun will ich ein Bischen schlafen . . . Nein danke . . . Ihr lieben Leute . . . jetzt kein Holz mehr . . . jetzt ziehe ich . . . zu . . . meinem Sohn . . . dem . . . Af . . . seff . . .“

Auf einmal wurde es still. Emil erhob sein verweintes Gesicht. Die alte Mama war dahin gegangen, wo keine Hoffnung mehr getäuscht wird.

Doch sie hat Schwestern hienieden. Geduldige, Leidende, sich auf die Zukunft vertröstende Schwestern. Habt Erbarmen mit ihnen, Ihr Jungen!

Die Blau-Gelbe.

Eben Peter hatte, um bei der Wahrheit zu bleiben, sehr dunkle Begriffe von dem Worte „Vaterland“. In seinen Knabenjahren, so um 1850 herum, waren die Volksschulen noch nicht, was sie jetzt sind. Man las, mit Ausnahme des Schulzen und des Reichstagsabgeordneten, keine Zeitungen in Bauernhäusern, und damals gab es noch keinen Palm und keinen Strindberg, die das Volk durch ihre Schmutzschriften das Vaterland von der schlechten Seite kennen lehrten. Aber Eben Peter wußte, daß das Land, in dem seines Vaters Häuslerei lag, Schweden war und daß der König Oscar der Erste hieß. Schwedens Fahne war gelb und blau, das hatte er auf Männeflätt gesehen, jener großen

Ebene, wo die Grenadiere stampften, daß der Boden zitterte, und mit den Büchsenkolben aufstießen, daß man glaubte, der Tag des jüngsten Gerichts bräche herein. Auf jener großen Ebene, wo die Generale und Obristen und Räck, der für Skantebro diente, um die Wette ritten, so daß man nur Himmel und Pferdefüße sah.

Wie schon oft, war wieder einmal eine schwere Zeit für das arme Småland. Seit lange vor Johannis stand die Sonne wie ein glühender Kupferkessel am Himmel und weder Morgen- noch Abendthau fiel auf die dünnen, verkümmerten Strohhalme, die sich mühsam durch die dichten, heißen Steine des Ackers emporgezwängt hatten. Die Brodnahrung war schon seit Weihnachten zu Ende, denn in der Häuslerei waren zu viel Effer. Ewen Peter mußte in die Welt hinaus.

In brennender Sunihje saß er in seiner steifen, dicken Kleidung von grobem Wollenzeug und einem großen, wollenen Halstuch zwei Mal um den mageren, braunen Hals, gebunden, saß und aß seine Abschiedsmahlzeit in Kartoffeln

und saurer Milch auf der alten, glatten Holzbank. —

Am anderen Ende der Bank lagen die großen Zwillingschafe der Familie. Ihre Füße waren mit den Strumpfbändern der Mutter zusammengebunden, und die Mutter schnitt und schnitt in den üppigen Pelz der Zwillingschafe und weinte, wenn sie Ewen Peter ansah, der nun in die Welt hinaus sollte. Und wenn die Schafe strampelten und mit den Köpfen auf den Tisch schlugen, ging die saure Milch in der Blechschüssel in richtigen Wogen auf und nieder.

Es war schon reichlich spät zur Schaffsur; doch als sie im Frühling herausgelassen wurden, waren sie so mager gewesen, daß die Mutter sie nicht zu scheeren gewagt hatte.

Es war recht frühzeitig, Ewen Peter in die Welt zu schicken, doch draußen auf der Bank krochen noch vier Stück herum, die noch zarter waren als er und sich von dem schlechten Korn am Abhang ernähren mußten, dessen Halme so bleich und dünn und verkümmert ausfahen, als hätte man sie mit einer Zange aus der Erde gezogen.

Der Vater war früh Morgens auf Tage-lohn gegangen. Seine Abschiedsrede war nicht lang. „Nun, lebe wohl, mein Junge! Die Stiefeln mußt Du im Sack auf dem Rücken tragen!“ Das war Alles. Aber die Mütter gleichen sich alle, ob nun ihre Thränen in ein Battisttaschentuch oder auf eine alte Bank fallen. Mutter Kaijsa legte die Schafe auf den Fußboden, zog Sven Peter in ihre Arme und sagte: „Gott sei mit Dir! Magst Du nicht noch das Wischen Milch essen, das noch in der Schüssel ist?“

Und so zog er denn nach Süden mit sechzehn Schillingen in der Westentasche und seinen Alltagskleidern in einem Bündel auf dem Rücken.

In Schonen waren die Felder grüner, das Korn dichter und die Bauern dicker, aber leider hatten sie keine Lust, einen kleinen, ausgehungerten Smålandsjungen in Lohn und Brod zu nehmen. Hirtenknaben hatten sie selber. Und so wanderte und wanderte Sven Peter, bis er nach Malmö kam, aber auch dort konnte man einen Burschen nicht brauchen, der, als er um Arbeit bat, keine

weiteren Empfehlungen hatte, als zwei große, hellblaue Augen, in denen Thränen funkelten.

Schließlich fand sich ein feiner Herr, der Ewen Peter eine ordentliche Mahlzeit mit Kalbsbraten und Kartoffeln gab und ihn mit einer halben Stiege anderer kleiner, magerer, sonnenverbrannter Jungen nach einem Gute in Seeland schickte. Es war viele Jahre, bevor die große, jährliche Auswanderung schwedischer Dienstmädchen nach Dänemark begann, und Ewen Peter glaubte, er müsse bis Amerika reisen.

Auf dem großen Gute hatte er es nicht zum Besten. Die Burschen erhielten zu wenig und schlechtes Essen, mußten des Nachts im Kuhstalle liegen und wurden vom Morgen bis zum Abend auf den Rübenfeldern härter zur Arbeit angetrieben, als die Thiere. Eines Tages, als die Sonne heiß schien und ihm die Hacke zu schwer wurde, kroch Ewen Peter in einen trockenen Graben und schlummerte ein wenig. Er erwachte von dem Gefühle, daß man ein Fuder Holz auf seinen Rücken würfe. Aber es war nur des Verwalters Stock, und der flog auf und

nieder, auf und nieder, bis Ewen Peter beinahe zerbrochen und halb todt geschlagen sich schließlich blutend in seinen Stallwinkel schleppte.

In der Nacht erhob er sich mit schmerzenden Gliedern, raffte seine Lumpen zusammen und lief fort, als gälte es, sein Leben zu retten, lief ohne Rast und Ruh, wie eben nur ein armer, magerer, geängstigter, smäländischer Tagelöhnerjunge laufen kann, lief, bis er sich plötzlich zwischen vielen tausend Häusern und Straßen befand und die Stadt wieder erkannte, in der er mit dem Dampfboot von Malmö gelandet war.

Weinend wankte er durch die Straßen. Er hatte keinen Sinn für die Merkwürdigkeiten der Stadt, er suchte nur ängstlich nach einem einzigen, freundlichen Gesichte, aber Alle sahen so fremd und stolz aus und hatten es so eilig, daß er sie nicht anzureden wagte. Doch was glänzt dort auf dem Dache im Sonnenschein? Gelb und blau steigt es aus der Dachluke empor; blau und gelb legt es sich um eine lange Stange, wenn der Wind ruht.

O, das ist die Fahne von Ränneflätt!

Und ohne Besinnung, wie wenn ein gehetztes Wild sich in's Wasser stürzt, stürmt Sven Peter von der Straße in das Haus, die Treppen hinauf, in ein prächtiges Zimmer, umfaßt die Kniee eines feinen Herrn und schluchzt:

„Sind Sie von Männslätt, so helfen Sie mir um Jesu Willen!“

Der feine Herr war nun zwar nicht gerade von Männslätt, aber er war schwedisch-norwegischer Generalconsul in Kopenhagen. Er hatte die schwedische Flagge aufgezogen, weil ein königlicher Namenstag war, und er beschützte seinen armen, kleinen Landsmann, der halb unbewußt unter vaterländischer Flagge Schutz gesucht hatte, auf das Beste.

Von diesem Augenblicke an wurde Sven Peter die Fahne theuer; das blaugelbe Zeug hatte in ihm eine Ahnung von dem erweckt, was Heimath und Vaterland sind, und als er nach einigen Jahren als Ausgelooster auf Männslätt exercierte, ging er zu einem wohlwollenden Rittmeister, den er kannte, und bat, ob er nicht für einen Bauernhof, der einen Soldaten stellen muß,

reiten könne. Reiten unter den blaugelben Fahnen, für König und Vaterland, an Stelle des alten Räck aus Skantebro, der bald ausgedient hatte. Und so erhielt er Nr. 57 und eine Büdnerei und ein Pferd und eine neue Uniform. Räck sollte er heißen nach dem alten Räck, und fest sah Sven Peter aus, wie er mit seinem großen Schnurrbart und wohlgebürsteten Dolman auf seinem Braunen Kläm mitten im Carré hielt, und wenn es in rauschender Fahrt über die Haide ging, daß die Erdschollen flogen und die Bauern, die sich einen Feiertag gemacht hatten, um ihre Pferde zu sehen, vor Angst erbleichten.

Und so ritt er dreißig Jahre auf dem Månöverfelde, und ein Pferd nach dem anderen wurde dienstuntüchtig und mußte für Nr. 57 Skantebro ausgeschossen werden, aber Räck war noch immer munter. Das erste war Kläm. Es wurde mit siebzehn Jahren steif und kam zu einem Brauer in Tönköping. Dann kam der liebe Fuchs, der sich in Bornaps großem Park das Bein brach, und da weinte Räck beinahe ebenso sehr, wie

damals, als sein kleiner Knabe beim Scharlachfieber draufging. Und nun war es sein alter, grauer Kalle, und er glaubte wohl, daß er mit ihm zusammen ausgedient haben würde.

Es ging mit den Weiden, mit Kalle und mit Räck zu Ende. Grau und etwas steifbeinig waren sie Beide. „Was heißt das, Räck? Du sitzt ja so schwerfällig auf?“ hatte der Rittmeister schon im vorigen Jahre gesagt. Als er beim letzten Manöver als Ordonnanz ritt, lachte der Fahnjunker und fragte: „Ist das Räck oder Kalle, der anfängt, alt zu werden?“

Der alte Husar schwieg, biß sich stolz in seinen grauen Schnurrbart und sah auf die blaugelbe Fahne. Bald würde auch sie, die ihn einst unter ihren Schutz genommen hatte, ihn von sich stoßen, weil er zu alt war, um ihr mit Ehren zu dienen. Er sah auf seinen blau-gelben Dolman, bald würde er kräftigere und jüngere Glieder umschließen, die ein blißschnelles „Aufgefessen!“ befolgen konnten und nicht bei einem gestreckten Galopp zitterten.

Der Tag der Generalmusterung kam. Steif

und gepuht wie immer erhielt Räck seinen Abschied und die Verdienstmedaille, blickte starr vor sich nieder auf Kalle's Mähne und fühlte seine Augenlider zucken, als der General ihm einige freundliche Worte sagte. Ihm, dem alten Husaren, der brav gedient und „blank“ im Strafbuche hatte.

Als man in's Lager zurückgeritten war, kam der Gastwirth, der Kalle gekauft hatte, und schrie: „Her mit dem Gaul!“ Da brach es los, und nachdem er dem alten Kameraden zum Abschied leise über die Wenden gestrichen hatte, ging Räck auf's Feld hinaus und weinte wie ein Kind und große Tropfen fielen auf seinen Dolman, den blau-gelben.

Froher, junger Husar! Wenn das Regiment auf dem Marsche ist, wenn die Fahne weht und die Hörner an der Spitze schmettern, wenn die jungen Pferde den Birkenhainen „guten Morgen“ zuschnaufen, wenn die Muskeln sich anspannen und die Brust sich mit jener tiefen, übermüthigen Freude erfüllt, die ein richtiger Mann sonst nur empfindet, wenn er ein geliebtes Weib in den Armen hält, ein schaukelndes Deck unter seinen

Füßen fühlt, ein blankes Schwert schwingt oder einen tüchtigen Gaul zwischen den Beinen hat — dann sieh auch einmal nach der Seite des Weges hin, und dann wirst Du vielleicht eine gefurchte Wange, einen weißen Schnurrbart über dem Holzzaun erblicken und zwei alte schwache Augen Deinem stolzen Ritte folgen sehen.

Das ist der alte Husar. Er liebt es, mit seinen trüben Augen seiner alten Schwadron bis zur nächsten Wegkrümmung zu folgen, vielleicht zum letzten Male, und mit bebenden Lippen murmelte er ein Lobewohl für Schwedens stolze Fahne . . . die blau-gelbe.

Der Weg der Pflicht.

Weit hinten in der fernen smäländischen Einöde, wo kein Dampfstoß schnaubt, keine der Verfeinerungen des Lebens hingedrungen ist, lag die kleine Gemeinde in einem Wald ohne Bäume, an einem See ohne Wasser.

Wohl hatte der Wald Bäume gehabt; doch der hungrigen Mündchen gab es in den kleinen Heimwesen gar viele, und die Ackerstreifen, die sich zwischen den Steinhaufen hinzogen, waren klein und mager, mit kurzen Halmen und vertrocknenden Aehren; so hatten die Bauern, um die vielen lebenden Wesen in den kleinen Hütten ernähren zu können, eine Last nach der andern den fünf und eine halbe Meile langen Weg zur Bahn-

station fahren müssen, erst dicke Balken, dann dünne und zuletzt Reifig! Und jetzt sah es gar unheimlich aus auf den weiten, steinigen Feldern voller Heidekraut, wo die Eulen auf halb verfaulten Baumstümpfen saßen und sich vom Tode der Waldesriesen erzählten.

Wohl war einmal Wasser in dem See gewesen, aber als der Wald zu Ende ging und die Aecker zwar noch ebenso klein, aber noch magerer und ausgefogener waren und sich wegen des gebirgigen Terrains und des Gesteins nicht vergrößern ließen, als man sich doch verheirathete und Kinder bekam, die auch essen wollten, als das Brodkorn nicht länger als bis Weihnachten reichte, da legte man den See mit großer Mühe und drückenden Schulden trocken, um ein Feld zum Säen, eine Wiese zum Mähen zu bekommen.

Doch auch der See selbst lag so voller Steine, daß Saat und Gras dort kaum wachsen wollten, und den trostlosen, grauen, steinigen Ufern dieses See's, der nicht mehr da war, entstiegen Fieber und Seuchen, unter den kümmerlichen Porstbüschen und Zwergbirken lauerten Krankheit und

Tob. Die Natur rächte sich grausam für das Stören ihres Haushaltungsplans, sie strafte die Gewalt, die man ihr angethan hatte, ohne Schonung, und endlich — verringerten sich der Hunger und die Zahl der Esser in diesem baumlosen Walde, an diesem wasserlosen See.

In diesem armen Stückchen von Småland lag ein Pfarrhaus unter einem getheerten Lattendach, während die Hütten der Bauern nur mit Rasen gedeckt waren. Im Stalle war Platz für vier Kühe, aber auf der Wiese kaum Futter für drei, und die sechs Stachelbeerbüsche, die an der Südwand des Wohnhauses standen, trugen jeden Frühling kleine, farblose Blätter, hatten aber nie eine Beere für die Kinder des Pastors. Hinter dem Hause standen acht schlanke Birken in einer Gruppe zusammengedrängt, und dies nannte die Pastorin ihren Park.

Der Pastor Olof Wallander lebte natürlich in sehr dürftigen, armseligen Verhältnissen, aber er war auch ein Mann mit geringen Gaben. Junge, vielversprechende Diener des Herrn, die je nach Bedarf weihedvoll oder grob und scharf reden

konnten, die jeden Zuhörer zu Weihnachten und bei der Collecte für den Prediger zu Thränen rührten, die bemühten sich nicht um eine Pfarre wie Westanstog. Deshalb wurde der Sieg bei der Wahl leicht für Pastor Wallander, der eine Versorgung, so kümmerlich sie auch war, brauchte, da er sich schon als Adjunct auf Gottes Vorsehung hin verheirathet hatte, die freilich noch nie einen Hülfsprediger hat ganz verhungern lassen, ihn aber zuweilen fühlen läßt, wie es dabei zugeht.

Es war ein armes Hirtenzelt ohne viel Freude und Sonnenschein. Die drei Zimmer unten waren recht klein, sahen aber trotzdem noch leer und kahl aus; Stühle und Tische waren vom einfachsten, gebeizten Birkenholz; die Ersteren trugen verblichene Bezüge, die zu Hause gewebt waren, und standen so weit von einander, wie die Infanteristen bei der Schützenkette, und es sah aus, als wollten sie einander fragen: „Wie in aller Welt bist Du hierher gekommen?“ Oben in dem kleinen Giebelzimmer, das der Pastor bewohnte, sah es etwas gemüthlicher aus. Ein paar Bücher,

drei einfache Pfeifen, eine Wandkarte und ein Schreibtisch von Tannenholz gewährten dem Auge etwas mehr Abwechslung.

Doch was hier Leben und Sonnenschein verbreitete, das waren die Kinder. Ich glaube gern, daß, wenn es darauf ankommt, man die Kleinen im reichen Hause ebenso heiß und innig liebt. Doch dort macht ihnen so vieles Andere den Rang streitig. Delbilder und Statuen, Pfeiler Spiegel und Seidenplüsch, Eitelkeit und Prahlerei, und dann weiß man dort auch nicht recht, was sie kosten, wie viel Sorgen und Entbehrungen sie repräsentiren. Doch bei dem armen Pastor in Westanskog, wo Alles außer den blauen Augen und den kleinen, rothen Plappermäulchen häßlich und geschmacklos, wo Alles außer den weißblonden Köpfchen düster und Alles außer dem Trippeln zerrissener Stiefelchen still war, wo der Papa oft auf den zweiten Teller Milchsuppe verzichtete, weil der kleine Gustav so begehrlche Blicke nach der Suppenschüssel warf; wo man die Kleinen Jahr für Jahr mit Sorgen, Kummer, Angst und Entbehrung erkaufte, da machten sie den ganzen

Inhalt des Daseins aus und verbreiteten Freude, wie man sie anderswo selten findet.

Als die Westanfsoger Pastor Wallander ein paar Jahre gehabt hatten, fanden sie seine Gaben nicht mehr so gering. Er sprach nicht ganz so schön, wie der Pastor der Muttergemeinde, das war allerdings richtig, aber er sprach als Mensch zu Menschen und nicht wie ein Kronvogt Christi, der in den Seelen rückständige Steuern eintreiben will, und wenn man sich nicht nur von dem „schönen Gotteswort“ in einen Gefühlsbusel einwiegen lassen wollte, sondern versuchte wirklich auf das zu hören, was der Pastor sagte, so war es ganz merkwürdig, wie gut man ihn verstehen konnte und wie seine Worte auf alle Lebensverhältnisse paßten. Und wenn Pastor Wallander an's Krankenlager und an's Todtenbett trat, dann schritten Trost und Frieden mit ihm über die Schwelle, sein liebevoller, vertraulicher Gruß war allein eine halbe Predigt, und die geringen Gaben brachten auf den starken Armen warmen Gebetes untrügliche Schätze dar in der Stunde der Noth und dem Thale der Todeschatten. — Zulezt

widerstand ihm nur noch ein Herz in der Gemeinde, und das war ja auch gerade nicht so wunderbar, denn das Herz war hinter den Wänden eines stattlichen, zweistöckigen Hauses verwahrt und durch fünfzigjährige Arbeit im Dienste des Mammons verhärtet. Ein Pelz von Waschbärfell und ein dickes Taschenbuch schützten es auch noch, und so konnte man ihm nicht leicht ankommen; im Uebrigen glaubte der Pastor fest und sicher, daß dieses Herz nicht schlechter als andere sei, obgleich es dem Gerichtsbauern in Holma gehörte. Der Gerichtsbauer war der einzige wohlhabende Bauer im Kirchspiel, er war allmächtig in der Gemeindeversammlung und hart gegen die Armen. Nicht daß der Pastor mit diesem Matadoren Streit angefangen oder ihm sein Mißfallen deutlich gezeigt hätte! Er fühlte, daß dies vielleicht eigentlich seine Pflicht gewesen wäre, aber die Armuth und die geringen Gaben hatten ihn demüthig gemacht. Der humanisirende Einfluß seiner Wirksamkeit hatte es jedoch zu Wege gebracht, daß die Kleinbauern selbst über die Anmaßung des Gemeindefürstlings zu murren begannen und einige

Male eine barmherzigere Ansicht, als die des Gerichtsbauern, im Punkte der Armenverpflegung durchgefekt hatten. Das hatte diesen für immer zum Feinde des Predigers gemacht.

Mit dem Frühling kam das Scharlachfieber in's Dorf. Ein Grab nach dem anderen wurde gegraben; kleine weiße Särge wurden oft am Pfarrhause vorübergetragen, und Frau Karin erbehte, wenn sie ihren Mann des Sonntags inmitten dieser Särge im Kreise der Leidtragenden stehen sah, die in so enger Gemeinschaft mit der gefährlichen, ansteckenden Krankheit gewesen waren. Andere waren vorsichtig und schlossen sich ab, aber der Priester durfte ebenso wenig weichen wie der Arzt. Und oft ging er selbst in's Trauerhaus, um eine verzweifelte Mutter zu trösten oder mit den leidenden Kleinen in einer für sie verständlichen Weise zu sprechen. Und wenn er dann des Abends Gustav auf dem einen Knie und Anna auf dem anderen hielt und Gretchen auf dem Fußboden umhertroch und sich manchmal dicht an die Gruppe schmiegte und die kurzen, dicken Arme nach dem Vater ausstreckte, da

wurde Frau Karin's Herz von schmerzlicher Unruhe ergriffen. Wo würde der bleiche Gast zunächst anklopfen?

Endlich kam er auch in's Pfarrhaus. Sein Besuch galt Klenchen, und nach einigen Stunden lag sie glühend roth im Bette und streckte die fieberheiße Hand unaufhörlich nach dem Wasserglase aus. Als Pastor Olof eines Abends nach Hause kam, trippelten ihm nur zwei Paar zerrissener Schühlein in der Thür entgegen.

Das wurde ein Kampf zwischen dem Tode und der Liebe. Wir wissen, daß die Liebe die Stärkere von beiden ist, aber nicht hienieden. Nachdem der Streit zwischen Hoffnung, Furcht und Verzweiflung eine Woche gedauert hatte, schüttelte der kleine Engel des armen Heims den Staub von den Flügeln, und wieder wurde ein kleiner, weißer Sarg in die dichte Reihe der frischen Gräber um die kleine Kirche auf dem Hügel niedergefenkt.

Bist Du je in einem Hause gewesen, aus dem ein Kind eben fortgegangen ist? Dort ist das Leben ein Spiel auf einem Instrumente, dessen

Saiten zerrissen sind. Das Unbedeutendste reißt die Wunde wieder auf. Die Zuckerdose, nach der das Kind immer das Händchen ausstreckte, macht die Augen überfließen. Der Vater starrt mit verzogenen Zügen in eine Ecke der Kammer, wo kein Fremder etwas Merkwürdiges sehen kann. Aber er sieht einen kleinen, zerbrochenen Kreisels, der unter dem Sopha vergessen worden ist. Er sieht kleine, tappende, eifrige Hände, die sich nie, nie mehr rühren werden. Er hört ein Lachen, wie Vogelgezwitscher über den summenden Tanz des alten Kreisels, ein Lachen, das in dem weißen mit Blumen geschmückten und mit Thränen benetzten Särglein verstummt ist. Die Mutter sitzt stumm da und blickt immer wieder nach der Schlafkammerthür. An der Thür ist ja gar nichts zu sehen! Ach, siehst Du denn nicht links im Rahmen eine kleine Stelle, wo das Holz dunkler und die Farbe verschwunden ist? Dort haben sich die dicken Fingerchen mit den Grübchen immer festgehalten, um den kurzen, unsicheren Beinchen über die Schwelle zu helfen. Und hinten in der Garderobe, neben Mamas Sonntagkleid, die

kleine Blouse mit den Flecken, für die es Schelte bekam! Und noch nach Monaten und Jahren oben auf dem Boden im Flickenkorb ein kleiner Strumpf mit einem Loch in der Ferse und Erinnerungen in jeder Masche!

Der Sommer verging und der Herbst kam, kam mit kühlen Tagen und Stürmen, die saufend über die öden Hungerfelder von Westanslog fuhren. Grau und düster, noch düsterer als gewöhnlich lag das Pfarrhaus im Schneeregen und in der Novemberbeleuchtung da. Doch im Kamin des Eßzimmers knackte das Birkenholz und Papa und Mama saßen mit ihren Kleinen vor dem Feuer.

Die giftigen Nebel aus dem See ohne Wasser hatten ihre Ernte fortgesetzt, die gleich schnell vor sich ging, ob die Sichel nun Ruhr oder Typhus hieß. Nun hatte die gefährlichste Seuche von allen, die Diphtheritis, ihren Feldzug in den Hütten begonnen, hatte sich aber bisher nur auf die Kinder beschränkt. Frau Karin schloß Gustav fester in die Arme und wandte sich bebend und schüchtern an ihren Mann:

„Olof, kleinen Kindern brauchst Du doch wohl keine Krankenbesuche zu machen? Ach, Olof, ich zittere für Gustav und Grete!“

„Wir wollen nicht davon sprechen, Karin!“

„Es sind uns nur noch zwei geblieben, Olof! Bis jetzt haben ja nur Kinder Diphtheritis. Wenn es Gottes Wille ist, daß keine Aelteren erkranken, so braucht doch der Prediger nicht zu den kleinen Kindern zu gehen, die gar nicht fassen können, was er sagt? Alle Andern hüten sich davor, alle Andern meiden die Häuser, in denen Ansteckung droht. Du brauchst doch nicht zu den Kindern zu gehen, sprich?“

Pastor Olof's Stimme klang weich und traurig, als er antwortete:

„Zu ihnen vielleicht nicht, aber zu den gebrochenen Müttern und Vätern, Du weißt selbst, Karin, daß Vater und Mutter in der Zeit der Prüfung des Trostes und der Liebe bedürfen.“

Frau Karin wagte nicht, noch mehr zu sagen, doch sie preßte den Knaben krampfhaft an sich,

als wollte sie ihn dadurch vor allem Bösen und Gefährlichen auf der Welt schützen.“

Hier ist ein Bote, der mit dem Herrn Pastor sprechen will“, schallte es aus der Küchentür.

Der Pastor ging in die Küche und schloß die Thür zum Eßzimmer.

„Was willst Du, mein Junge?“

„Ja, ich soll vielmals von der Bäuerin in Holma grüßen und Herrn Pastor bitten, auf der Stelle zum Gerichtsbauern zu kommen, denn er liegt im Sterben an der Diphtheritis! Es eilt, Herr Pastor!“

Der Pastor ging wieder hinein.

„Lebewohl auf ein paar Stunden, Karin! Ich muß fort, und es lohnt sich nicht, daß Du aufbleibst und auf mich wartest.“

Frau Karin fuhr zusammen und starrte regungslos in das Feuer. Dann sprang sie auf, schlang die Arme um seinen Hals und fragte heftig, halb schluchzend:

„Wohin gehst Du, Olof?“

Leise strich er über ihr weiches, braunes Haar und blickte zu den Kindern hinüber, die vor dem Feuer spielten. Und dann antwortete er mit warmem, aber festem Ton:

„Den Weg der Pflicht, Karin!“

Pelle Strömbom's Freien.

Pelle Strömbom gehörte zu den ernstern, bestimmten Naturen, und was er einmal begonnen hatte, das führte er gern zu Ende.

Als er geboren wurde, war er der häßlichste kleine Junge, den man sehen konnte, und er entwickelte sich so consequent in derselben Richtung weiter, daß, als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, alle jungen Männer auf zehn Meilen in der Runde besser als er ausfahen.

Als er zwölf Jahre alt war, kam er in ein Eisenwaarengeschäft und als er seinen fünfunddreißigsten Geburtstag feierte, war er einer der renommirtesten Eisenhändler der Provinz.

Als er achtzehn Jahre alt war, verliebte er sich in Lina Svahn und als er sich den Vierzigern näherte, machte er mit ihr Hochzeit.

Mit einem Wort, Belle ließ nie Etwas nach, wenn er sich bestimmt vorgenommen hatte, es durchzuführen, aber Zeit mußte man ihm dazu lassen.

Lina Svahn's Mama wohnte über dem Eisenladen von Belle's Principal und hatte einen „Mittagstisch für Schüler“. 67 Pfennige pro Tag, Kaffee 6 Uhr 45 Morgens, gutes Frühstück 9 Uhr 15, reichliches Mittagessen 2 Uhr 15, Kaffee um 5 und Abendbrot um 8 Uhr. Von dem Verdienst sollten sowohl Mama wie Lina und der kleine Bruder Jacob leben, doch wenn wir den Appetit der Knaben bedenken, so können wir es kaum wunderbarlich finden, daß Mama's Toiletten ein wenig verblichen aussahen und Socken beständig mit schiefgetretenen, zer-rissenen Stiefeln ging.

Das einzige Mal, daß Belle an seiner Bestimmung in dieser Welt zweifelte, war, als Lina, die sechs Jahre jünger war als er, über den Hof trippelte und freundliche Blicke nach dem Comptoirfenster warf. Ach, wäre er doch lieber Gewürzkrämer geworden, wie leicht hätte er dann

dem netten Dirnchen nicht eine Düte Feigen oder ein Bischen Marmelade zustecken können! Er begann die Manufacturbranche, besonders den Eisenhandel, zu verabscheuen, denn obgleich die Verdauung in den ersten Frühlingstagen des Lebens gut ist, kann man einem kleinen Mädchen doch nicht gut Nägel und Messingstifte anbieten, selbst wenn sie und ihre Mama für gewöhnlich von etwas so Schwerverdaulichem wie Schulknaben leben.

Aber er wollte ihr doch durchaus eine Freude machen und so kaufte er denn für seine paar armseligen Stüber Süßigkeiten und gab sie ihr. Und dankbar war sie, denn Schulmädchen und alte Herren gleichen einander darin, daß der bequemste Weg zu ihrem Herzen durch — bitte um Entschuldigung! — den Magen geht.

Als Lina 16 Jahre alt war, sah Pella zu seinem Erstaunen ein, daß er in seinem kinderfrommen Herzen einen eingewurzelten Groll gegen alle Gymnasiasten hegte. Neid über deren größere Kenntnisse kam dabei nicht mit in's Spiel. Freilich hatten sie eine ganze Menge von Cäsar,

Marius, Antonius und Alexander dem Großen gelernt, wovon Belle nichts wußte, aber hätte man sie nach dem Kassenrabatt auf Eisschränke und gerillte Schlittschuhe oder nach den Töpfen zu einem Küchenheerd Nr. 2 gefragt oder von ihnen wissen wollen, welche Fabrik die feinsten Regenschirmhalter lieferte, so wären sie sofort durchgefallen. „Wissen gegen Wissen“ meinte Belle, und da Eisschränke, Schlittschuhe und Kochherde sowohl nützliche wie angenehme Dinge sind, während weder Cäsar noch Alexander bei ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode friedliebenden, netten Leuten je etwas Anderes als Verdruß und Sorge gemacht haben, so hätte er nicht mit seinen Kenntnissen tauschen mögen.

Nein, aber sieh, die Gymnasiafen aßen bei Frau Svahn und hatten mit Lina zusammen Tanzstunde, und in ihrer Gegenwart kümmerte sich Lina nicht mehr um Belle als um einen verrosteten, drei Zoll langen Nagel.

Lina wurde confirmirt, die Feigenperiode nahm ein Ende und Belle mußte mit zerrissenen Vorhemden gehen, um ihr Confectdüten und

Theaterbillette schenken zu können. Doch das Theater fing um sieben Uhr an und der Laden wurde nicht vor acht geschlossen, und Belle hatte den Kummer, Lina zu dem Vergnügen, das er ihr verschafft hatte, in Begleitung der gefürchteten Nebenbuhler gehen zu sehen. Allerdings nickte sie ihm zu, wenn er so traurig in der Ladenthür stand, aber dennoch . . . dennoch glühte der Groll in ihm wie ein Gurney'scher Ofen Nr. 4.

Dann wollten die jungen Leute eine Schlittenpartie machen und Belle miethete den schönsten Schlitten, den er bekommen konnte (zwei Pferde, Schlittenreß, Tigerdecke und Rennthierfelle) und ging nach oben, um Lina aufzufordern. Lina lächelte, nahm dankend an und klopfte ihm auf die Achsel. Und Lina's Mama sagte, daß sie ihm Limonade vorgesezt haben würde, wenn sie nur welche im Hause gehabt hätte.

Belle lächelte und jubelte; er holte Kleiderhaken hervor, wenn die Kunden Präsentirteller verlangten, verkaufte doppelköpfige Nägel für sieben Pfennig das Hundert, beging alle mög-

ichen Verrücktheiten und beschloß, Lina mitten im großen Stüttüingewalde zu sagen, daß sein Herz so fest an ihr hinge wie der Henkel am Topfe.

Aber am Abende kam Frau Svahn's Dienstmädchen und bat Herrn Strömbom, gütigst zu entschuldigen, daß die Herrschaften es ganz vergessen (!) gehabt hätten, daß Fräulein Lina schon vorher (?) von Herrn Oberprimaner (!) Sansson eingeladen wäre.

Da ging Belle in die Ecke, wo die Revolver zu hängen pflegten, und wollte sich auf eigene Rechnung einen davon nehmen, um sich todt zu schießen; aber es war nur noch einer da, und er konnte seinen Principal doch nicht in Verlegenheit setzen, wenn zufällig Jemand käme und grade diesen Einen haben wollte!

Dann, als Lina zwanzig Jahre alt, gesetzt und für die Courmachereien der Gymnastasten zu erwachsen war, kam für Belle eine ruhigere Zeit. Freilich gab es ja auch „ausgewachsene“ Herren in der Stadt, aber die waren vorsichtig in Liebesfachen, dachten an die Folgen und um=

armten Lina wenigstens nicht, wenn sie ihr auf der Treppe begegneten; auch küßten sie sie nicht hinter der Eßstübenthür.

Belle begann wieder frei zu athmen, ging mit einem halben Duzend vergoldeter Theelöffel in einem Seidenetui zu Frau Svahn's Namens-tage hinauf und fragte sie, ob er ihr nicht auch noch ein Duzend Krebsmesser verehren dürfte. Da zog Lina das Mündchen zusammen und sagte: „Sie sind doch immer zu liebenswürdig, Herr Strömbom.“ Und Frau Svahn meinte, es sei ihr doch grade so, als müsse Belle's Mama ihre Schulkameradin gewesen sein, und fügte hinzu, daß sie Belle zum Abend gebeten haben würde, wenn ihr Dienstmädchen nicht grade das gastrische Fieber hätte.

An dem Abende rechnete Peter den Inhalt seiner drei Sparkassenbücher zusammen und siehe! die Summe belief sich auf 3479 Mark und 25 Pfennige. Sechs Monate später mußte Belle's Principal einen neuen Commis suchen, und in der nächsten Straße konnte man auf einem großen Schilde lesen:

Peter Strömbom.

Eisenwaaren, Neusilber, Degen, Pflüge, alle Arten
Manufacturen und Gußeisen.

Die Erste, welche in dem neuen Laden erschien, war Frau Svahn. Eine ganz neue Garnitur Messer und Gabeln und eine kleine Theemaschine, aber von den allerfeinsten!

„Glück auf, lieber Freund! Aber bitte, schreiben Sie die Kleinigkeit an, Herr Strömbom!“ —

„Dan— danke ganz ergebenst!“

Und Pelle schrieb an und notirte die Messer eine und die Gabeln zwei Mark per Duzend unter dem Selbstkostenpreis, und dieses Opfer konnte er seinen Gefühlen überdies ganz gut bringen, denn von Bezahlung war doch nie die Rede.

Glücklicher Weise waren nicht alle Kunden so; das Geschäft ging gut, und nach einiger Zeit trat Pelle in Frack und weißer Kravatte in Frau Svahn's Wohnzimmer, bat um eine Unterredung mit ihr und fragte sie, ob sie Fräulein Dina's Glück in seine Hände legen wollte. Die

Aussichten in der Eisenbranche wären nicht schlecht und seine Liebe könnte Dacheisen schmelzen.

Doch Fräulein Lina's Herz mußte wohl aus prima Bessmerstahl sein, denn es ließ sich nicht erweichen, aber sie versicherte ihn ihrer größten Hochachtung und treuen Freundschaft, obschon sie keine Lust hatte, ihn zu heirathen.

Tief niedergedrückt, mit dem blaucarriten Taschentuch vor den Augen, stürmte Belle in's Vorzimmer. Doch da stand in der gegenüber liegenden Wohnung bei Secretair Uhl's die Küchentür offen und die Köchin preßte da mit solcher Gewalt Himbeerfaß aus, daß sie die Mundwinkel bis zu den Ohren emporzog.

Hastig trocknete Peter seine Thränen und sagte:

„Bitte, empfehlen Sie mich der Frau Secretair und sagen Sie ihr, daß im Strömbom'schen Eisengeschäft jetzt grade prima Kasserollen zum Einkochen von Früchten angekommen sind. Dieselben kochen schneller, ersparen Zucker, geben dem Eingemachten das schönste Aroma . . . O, Herr Gott, welche Dual!“

Die Zeit ging dahin, die Marktpreise stiegen, und die Väter der Schüler wollten den 67 Pfennigen nichts zulegen. „Von Schülern zu leben“, das blieb immer eine magere Kost. Die jungen Herrn in der Stadt tanzten mit Lina Svahn, machten ihr die Cour, schrieben ihr in's Poesiealbum, wandten ihr die Notenblätter um, und im Winter mietheten sie Schlitten und schoben sie von dem einen Seestrande zum anderen, aber sich mit ihr auf das stürmische Meer der Ehe begeben . . . nein, danke, das wollten sie nicht, die Ungeheuer.

Aber Belle Strömbom's Geschäft ging. Die Kunden strömten aus und ein, es rasselte nur so in der Kasse, und die Steuercommission taxirte Belle jährlich ein paar Tausend Mark höher. Alle Bürger, die erwachsene, heirathsfähige Töchter hatten, nickten ihm zu, wenn er in der Ladenthür stand und sagten: „Kommen Sie doch heute Abend ein Bißchen zu uns, Belle, und trinken Sie einen Grog bei uns!“

Und Frau und Fräulein Svahn begannen auch in Belle's Laden hinein zu gucken, nickten ihm

freundlich und herablassend zu und thaten, als ob Nichts vorgefallen wäre. Und als Belle einmal bei ihnen in einer Geschäftsangelegenheit vorsprach und nach einer Adresse fragte, die er übrigens ganz genau wußte, setzten sie ihm Himbeerfaft zweiter Güte und prima Wasserleitungswasser vor und dazu Zwieback, mit denen man die Festung Karlsborg hätte in Grund schießen können, und erzählten ihm dabei von dem traurigen und schweren Loos, das zwei allein stehende Damen auf dieser Welt hätten.

Als Belle heimkam, holte er seinen Rastspiegel hervor und wollte nachsehen, ob er vielleicht in der letzten Zeit hübscher geworden wäre, weil die Damen so schrecklich freundlich gewesen waren. O, der Tausend! Das Haar war ebenso roth, die Sommersprossen lächelten ihn freundlicher als je an und die Nase war noch ebenso umgestülpt, wie wenn der Schöpfer sie nur dazu gemacht hätte, um das Regenwasser darin aufzufangen.

Doch — vielleicht waren Lina jetzt die Augen für sein treues Herz, seinen redlichen Sinn und

sein gutes Geschäft geöfnet worden. Belle fing wieder an zu hoffen, und als die Svahn'schen Damen in den Ferien ein paar Tage auf dem Lande waren, ließ er in ihrer Küche einen guten Kochherd (Nr. 1) einmauern.

Und als sie wieder zu Hause angekommen waren, machte er Lina einen Antrag und — bekam wieder einen Korb. Belle konnte das nicht begreifen, aber ich begreife es recht gut, denn Lina hatte bei Onkel Johannes einen jungen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft kennen gelernt, einen jungen Herrn ohne rothes Haar und Stülpnase, der des Troubadours Sterbearie zum Clavier sang und sie gefragt hatte: „Ob sie das Landleben liebe.“

Seht, bei Hymen's Armee ist es gerade umgekehrt wie bei der Kaiser Wilhelm's. In Kaiser Wilhelm's Heer dient man erst bei der Linie, bei den activen Truppen, dann kommt man zur Reserve und zuletzt zum Landsturm, und zu allerletzt ist man ganz militärfrei. Aber bei Hymen's Armee, wo unsere jungen, praktischen Fräulein das Commando führen, steht man erst beim

Landsturm, zu dem nur im alleräußersten Nothfalle gegriffen wird, dann rückt man in die Reserve, aber man dient nicht eher activ als glücklicher Bräutigam, als bis das alte stehende Heer der Herren, die „bessere Partien“ sind als wir selber, fahnenflüchtig geworden und desertirt ist.

Pelle rückte vom Landsturm in die Reserve.

Der Landwirth hatte keine ernstesten Absichten auf Lina; er sang die Sterbearie des Troubadours allen Mädchen vor, mit denen er zusammentraf, und fragte jede dann, ob sie gern auf dem Lande sein möchte. Er machte schließlich Bankerott, während Fräulein Lina ihr einunddreißigstes Jahr zurücklegte und Pelle Strömbom sich einen größeren Laden und zwei neue Lagerkeller miethen mußte.

Unter diesen Umständen kann es ja kein Erstaunen erregen, daß Frau Svahn das Bedürfniß fühlte, sich eines der prächtigen, neuen Waffeleisen zuzulegen, mit denen man fünf Waffeln auf einmal backen kann. Und während sie sich das Waffeleisen aussuchte, fragte sie, ob Herr „Großhändler“ Strömbom sich gar nicht mehr um zwei arme, alleinstehende Damen kümmern wollte, die

seine erfolgreiche Laufbahn mit Antheil und Freude verfolgt hätten, seit er als kleiner Ladenschwengel Vina Düten mit Feigen geschenkt hatte.

Und Peter eilte wieder die neunundzwanzig Treppenstufen zur Wohnung seiner Herzliebsten hinauf, schenkte dem kleinen Jakob im Vorbeieilen einen Instrumentenkasten und wurde von Fräulein Vina mit Erröthen empfangen. Da das Dienstmädchen diesmal zufällig nicht mit einer epidemischen Krankheit behaftet war, durfte Peter sogar mit ihr, an der sein Herz hing, zusammen Sülze essen und Bier trinken.

Und von da an wurde er jede Woche einige Male zu Abend gebeten. Immer dasselbe Souper; die Sülze schien ebenso wenig ein Ende zu nehmen, wie Belle's Liebe, und das Bier war so schwammig wie seine Figur.

Als Belle dort elf Mal zu Abend gegessen hatte und sah, daß noch ein großes Stück von der Sülze übrig war, fragte er Fräulein Vina, ob sie nicht achtzehn Jahre treuer Neigung für genug hielte und nun sein geliebtes Weibchen werden wollte.

Und Lina brach in Thränen aus, legte die Arme um Belle's Hals und erklärte schluchzend, daß sie ihn innig, wirklich schrecklich gern hätte, doch — sein Weib wollte sie nicht werden.

Seht, beim Telegraphenamt der Stadt war kürzlich ein neuer Commissarius angestellt worden, ein großer, hübscher Mensch, mit einem Henri quatre und einer Tenorstimme, und er hatte Lina auf dem letzten Ball im Rathhaussaale so eigenthümlich angesehen. Aber mit diesem Telegraphie-Commissarius war es auch nichts, denn in der Stadt, wo er vorher als Assistent gewesen war, hatte er sich heimlich verlobt, und er hatte Fräulein Lina nur angesehen, weil es ihm, der in einer Pietistenfamilie aufgewachsen war, so vorkam, als wäre sie zu stark decolletiert.

Die Folge davon war, daß Fräulein Lina zu Anfang Februar, als es auf den Straßen am glatteften und gefährlichsten war, auf dem scheußlichen Trottoir vor Belle's neuem Laden hinfiel, nachdem sie sich vorher vergewissert hatte, daß Belle selbst im Laden war. Und als sie hingefallen war, blieb sie liegen und stöhnte, daß sie

sich beide Füße verstaucht habe und nicht gehen könne. Da nahm Belle sie liebevoll und behutsam in seine sehnigen Arme, trug sie nach Hause und dort die neunundzwanzig Stufen hinauf, und dort fanden sie Lina's Mama im Eßzimmer in ihrer besten Blondenhaube und im Sonntagsstaat, und wie man sich wohl denken kann, erschrak und verwunderte sie sich natürlich sehr.

Als Belle vierzehn Tage darauf wieder anhielt, schlug Lina in lieblicher Verwirrung die Augen nieder und ließ (in Gedanken an den neuen Lehrer der Naturwissenschaften, den sie einige Male in dem städtischen Lesclub getroffen hatte) durchblicken, daß sie noch viel zu jung wäre (erst 34!), um ihr eigenes Herz genau genug zu kennen, wenn aber Belle noch einige Zeit warten wollte, so . . .

Doch da verbunkelte sich Belle's Gesicht und er sagte mit ganz eigenthümlichen Tone:

„Ja oder nein, Lina! Ich habe Dich beinahe so lange geliebt, wie ich zurückdenken kann, doch nun halte ich es nicht länger aus. Ja oder nein, Lina!“

Da faßte Lina einen heroischen Entschluß, kniff die Augen zu, als sollte sie Medicin einnehmen, und bot Belle den Mund zum Kusse.

Und auf diese Weise ging Belle Strömbom endlich von der Reserve zu Hymen's activem Armeecorps über, bei dem man auf Lebenszeit angeworben wird, und wo es ganz unmöglich ist, auf Avancement zu dienen.

**Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark
fünfzig für ein Souper.**



Ehe die „Familienfeste“ im Pöhnighotel und Berzeliuskeller bei dem besseren Mittelstande Mode wurden, ehe die Stockholmer Miethen den größten Theil der mäßigen Einnahme eines Familienvaters verschlangen und ihn zwangen, wie die Bienen in ihren Zellen zu wohnen, als bei den Hausfrauen noch gutes Silberzeug und der gefüllte Leinenschrank gleich hinter Ruf und Ehre kam; als die Mütter noch dem Rükchendepartement vorstanden und die Töchter ein Bißchen Bekanntschaft mit den Gottesgaben machten, bevor diese auf den Tisch kamen: — da hatte man auch in den anspruchsloseren Familien der Hauptstadt genug

Platz, Tafelgeräth und weibliche Tüchtigkeit, um wenigstens nur mit Hülfe einer erfahrenen Kochfrau die Familienfeste und herkömmlichen Gesellschaften im eigenen Hause feiern zu können. Damals hatten die Lohndiener ihre Glanztage, damals war der stets gleich decorirte Wirthshausaal und die faden Gesichter der unten im Restaurant poculirenden Stammgäste nicht die letzte Erinnerung, die junge Neuvermählte mit sich auf die Hochzeitsreise nahmen.

Doch nein — die Hochzeitsreise selbst gehörte dazumal zu den Erfahrungen, die nur der hohe Adel und die Millionäre machten, — die gewöhnlichen, einfachen Leute, Deine und meine Großeltern, Eltern, Onkel und Tanten, sie ließen das eigene, neue, schmucke Heim, auf das sie zehn Jahre lang sehnsüchtig gewartet hatten, auch den Eindruck des Mystariums der siegestrunkenen, von der Kirche geweihten Liebe in sich aufnehmen, der jetzt in der Regel dem Hotelzimmer und der Eisenbahn anheim fällt.

Damals war, wie gesagt, die Zeit der Lohndiener.

Und von allen Calfactoren der Gerichte Stockholm's „innerhalb der Brücken“ besaß „Herr Klingbom“ das größte Ansehen, den feinsten Frack, die flinkesten Finger und die größte Geschicklichkeit, durch eine nur eine viertel Elle breite Oeffnung zwischen einem mit dem Nordstern geschmückten geistlichen Würdenträger und einem höheren Gardeofficier sich selbst, vierundzwanzig Gläser Rheinwein und drei Pfund Confect durchzuwinden. Er blieb sich stets gleich bei traurigen und bei freudigen Gelegenheiten, nur daß er sein Gesicht bei den ersteren in drei oder vier große, tragische Falten legte, die einen zu der Veranlassung der Feier passenden Ernst ausdrücken sollten, und daß er bei den letzteren ungestraft etwas mehr Confect in die Fracktaschen und statt der traditionellen einen Flasche Wein zwei in den Ueberzieher stecken zu können glaubte.

„Fünf Mark für ein Mittagessen, 3,50 für ein Souper“ war seine Taxe, und es war ihm ganz eincrelei, ob er das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum eines Pastor Primarius oder die Hochzeit einer Zinngießertochter feierte oder ein

kleines Kind anständig zu Grabe bringen half. Doch wenn die Feste zu Ende, die Lichter ausgelöscht und die Gäste fleißig dabei waren, bei sich zu Hause über Wirth und Wirthin herzuziehen, dann herrschte Jubel und Freude in zwei kleinen Mansardenstübchen weit hinten im Süden, da trat dort eine lustige Gestalt in Hemdsärmeln und mit weißer Halsbinde auf, hüpfte, nickte, tanzte, sang, plauderte und lächelte einem kleinen, stülpnasigen Weltbürger in einer Wiege zu; und eine junge, hübsche Frau saß dabei, lächelte mit ihm um die Wette und betrachtete bald den jungen, bald den älteren Klingbom mit liebevollen, bewundernden Blicken.

Bei den Festen, bei denen Klingbom aufwartete, war die Stimmung sehr verschieden, aber das Nachspiel bei ihm zu Hause „zeichnete sich stets durch angenehme Animirtheit aus und verlängerte sich bis weit in die Nacht hinein“, wie es in den Zeitungsberichten heißt.

Und Klingbom kam immer mehr in Aufnahme und konnte kaum einen einzigen Abend zu Hause verbringen, und Hänßchen entwuchs der Wiege

und konnte Papa schon unten an der Hausthür entgegen kommen und anfangen, die Taschen des Fracks nach Süßigkeiten zu durchsuchen.

Hans sollte studiren; er sollte, mit Gottes Hülfe, mehr werden als sein Vater. Denk' nur, wenn er ihn eines Tages als einen der jungen Referendare vom Kammercollegium sehen könnte, die bei allen Rätthen zum Souper gebeten wurden und Mittags so wichtig auf dem Norrbro umher spazirten, als stände Europa's künftiges Geschick auf den meist unbeschriebenen Papierrollen, die aus den Ueberziebertaschen hervorschauten!

Lohnediener Klingbom's stets glatt gebürstetes Haar begann an den Schläfen zu ergrauen, es fing an, ihm ein Bißchen schwer zu werden, wenn er nach einem Souper, das erst gegen Eins endete, noch bis zur Katharinenstraße heimtraben und am andern Morgen um halb acht Uhr dann schon wieder auf dem Gericht sein mußte, aber Hans studirte jetzt in Upsala und brauchte viel Geld, und Papa Klingbom war jetzt mehr dahinter her, so oft wie möglich „5 Mark für ein Mittagessen und 3,50 für ein Souper“ einzunehmen, als je zuvor.

Und Hans machte sein Examen und wurde „Referendar“ und verbrauchte Lackstiefel und handhabte den Chapeau claque mit so ungefuchter, natürlicher Grazie, als hätte sein Papa ein Regiment statt eines Präsentirtellers geführt. Selbstverständlich konnte er nun nicht im Elternhause wohnen, aber seine Besuche bei Vater und Mutter waren für die beiden Alten um so größere Feste. Der alte Bohndiener setzte die Brille auf und musterte den „Referendar“; er wußte ja genau, wie ein feiner, moderner, junger Mann aussehen mußte. Ganz recht, grade solche Kragen hatte der Referendar bei „unserm“ Gericht, der der Sohn des Präsidenten selbst ist, und eben solche Handschuhe hatte er gestern selbst dem Kammerath gekauft. Und Mama strich mit ihren kleinen, runzligen Händen über den feinen Tuchanzug und blickte in das liebe, jugendliche Gesicht. Sie sagte grade nicht viel, grübelte aber darüber nach, ob wohl in Stockholm noch ein solcher Junge, wie ihr Hans, zu finden wäre.

Aber — es ist so weit nach dem Südviertel — und Hans bekam so nach und nach schrecklich

viel zu thun! Die Besuche im Elternhause wurden immer seltener und kürzer. Einmal machte sich der alte Lohndiener auf und besuchte seinen Sohn in seinen beiden hübschen Zimmern in der Friedensstraße. Doch er that es nicht wieder. Da waren zwei junge Affessoren von „seinem eigenen Gericht“ gewesen, auf dem Tische hatte Punsch gestanden, und Hans hatte ein verlegenes Gesicht gemacht.

Am Heiligabend pflegte er Vormittags stets ein Stündchen zu kommen. Da war er wieder der frühere Hans, der dem alten Vater so warm die Hand drückte und Mama in die Arme zog. Doch diesmal war er Weihnachten nicht gekommen. Mama hatte Abends bis elf Uhr aufgefessen und auf ihn gewartet, Vater war auf und ab gegangen, etwas über die Bratwurst, „die gar nicht wie sonst schmeckt“, zwischen den Zähnen murmelnd, und hatte alle fünf Minuten nach dem Vorplatz geguckt.

Am ersten Festtage kam eine Karte, auf der Hans Vater und Mutter ein vergnügtes Weihnachtsfest wünschte. Er hätte sich nicht frei machen

können, denn er wäre den ganzen Tag bei Kammerrath B. eingeladen.

Schließlich war ein Jahr vergangen, ohne daß Hans seinen mit Lackstiefeln bekleideten Fuß in die Thür seiner Eltern gesetzt hatte. Er hatte so viel zu thun, „im Dienste, mit Schlittenparthien, Kostümbällen, Dinern und Abendgesellschaften“. Klingbom Senior ging auch auf seine Weise zu Dinern und Abendgesellschaften, aber zwei hatte er abzusagen müssen, um nicht mit seinem Sohne zusammenzutreffen, nachdem ihm der Lohndiener, der die Einladungen zur Gesellschaft ausgetragen, mitgetheilt hatte, daß Referendar Klingbom auch gebeten worden sei.

Eines Abends ließ ihm ein Freund und Colleague sagen, daß er erkrankt sei, und Klingbom unter allen Umständen für ihn bei einem Souper bei Großhändler Falk weit hinten bei der Adolph Friedrichskirche aufwarten müsse. Klingbom war nie zuvor dort gewesen. Sowie er mit dem Thee in den Salon trat, sah er — Hans neben der Tochter des Hauses am Flügel stehen und in den Noten blättern. Hans blickte auf und erröthete.

Doch Niemand in der Gesellschaft wußte, daß der alte Bohndiener der Vater des charmanten jungen Mannes war, und der Alte nahm, als er mit seinem Präsentirtbrett an dem Sohne vorbeistreifte, die Gelegenheit wahr und flüsterte ihm zu: „Ruhig! Keine Miene!“

Doch mit dem Instinct alter Aufwärter fühlte Klingbom, daß etwas besonders Feierliches an diesem Abend in der Luft lag; er wußte nicht was, aber der Großhändler war zweimal draußen im Büffetzimmer gewesen und hatte vor sich hin gemurmelt, als bereite er sich auf eine Rede vor.

Beim Souper ging es los. Der Großhändler ergriff sein Glas und bat die Anwesenden, „sich mit ihm zu einem Hoch auf seine Tochter Ida und Herrn Assessor Klingbom zu vereinen, deren Verlobung er hiermit zu verkünden die Ehre habe.“

Das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Summen im Saale, die Glückwünsche, Ausrufe, die Klaffe der Freudinnen und das „Alter Junge!“ der Freunde schützten den alten Bohndiener vor Beobachtung, als er am ganzen Leibe zitternd

und mit einem Schleier vor den Augen dastand. Verlobt, ohne seinen alten Eltern ein Wort davon zu sagen! Ach, sie würden nicht begehrt haben, sich in den glänzenden Kreis zu drängen; sie wären zufrieden gewesen, wenn sie nur ein Bißchen eher von dem Glück ihres Hans erfahren und in ihrem eigenen kleinen Heim hätten an ihn denken können . . .

Hans suchte die Augen des Alten. Der Champagner macht Muth; zur Linken in seiner Brust begann sich etwas zu regen, und der glückliche Bräutigam war bereit, der Gesellschaft mitzutheilen, wie nahe der alte Lohndiener dem Helden des Abends stand . . . Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter:

„Als Falk's alter, langjähriger Freund ist es mir vielleicht erlaubt, nähere Bekanntschaft mit feinem glücklichen, lebenswürdigen Schwiegersohn zu machen... Auf Dein Wohl, mein Junge...“

„Danke ergebenst, verehrter Onkel... große Ehre für mich... hm...“

„Nein, nachdem er eben mit einem dienstthuenden Kammerherrn Brüderschaft getrunken

hatte, den aufwartenden Lohndiener als seinen Vater vorstellen . . . unmöglich!

Der alte Lohndiener sah die junge Braut an. Seine — Schwiegertochter . . . Sie sah gut und freundlich aus; ihre schönen Augen sprachen von Glück und Liebe, als sie am Arme des Bräutigams durch den Salon schwebte. O, wie klein, wie zart und weiß die Hand war, die sie auf den Frackärmel ihres Hans gelegt hatte. So verschieden von der Hand der alten Mama daheim! „Gott mache sie glücklich!“ flüsterte der Alte für sich.

Die Gäste waren gegangen, und der Alte stand noch wie betäubt am Buffet.

„Was nehmen Sie für den Abend?“

Klingbom fuhr zusammen. Es war der Wirth. Sofort fiel er wieder in seine Rolle:

„Drei Mark fünfzig für ein Souper, Herr Großhändler.“

Früh am andern Morgen kam Hans in einer Droschke zu seinen Eltern. Die Mutter hatte geweint. Der Vater sah ein wenig streng aus.

„Du mußt das Aufwarten aufgeben, Papa!“

„Ist das Alles, was Du mir und Mama zu sagen hast?“

„Nein, ich wollte Euch auch um Verzeihung bitten, daß ich Euch meine Verlobung nicht eher mitgetheilt habe. Es war selbstverständlich meine Absicht, vor der Veröffentlichung . . . aber . . . ich weiß nicht . . . es kam so schnell . . . und . . .“

„Mache Dir unretwegen keine Sorgen, Hanschen! Gott lasse Euch so glücklich werden, wie Papa und mich!“ schluchzte die Mutter.

„Ja, das will ich hoffen“, sagte Hans und ließ die Blicke ein wenig überlegen über die kleinen Stuben und die ärmliche Einrichtung schweifen.

Der Alte las seine Gedanken.

„Ja, Hans, das Glück hängt nicht von prächtigen Zimmern und feinen Sachen ab. Aber es ist ja wahr, wovon wollt Ihr leben? Dein kleines Gehalt kann doch nicht ausreichen.“

„Mein Schwiegervater giebt uns jährlich viertausend Mark zu.“

„Das ist wirklich nett von ihm.“

„Und nun will ich Euch nur noch sagen, daß

ich heute Nachmittag mit meiner Braut herkomme, damit Ihr sie ordentlich sehen könnt.“

„O, mein liebes Häschen, wie gut Du bist! Aber glaubst Du auch, daß sie will?“ fragte Mama unruhig.

„Nun ja, will sie nicht, so läßt sie 's bleiben“, meinte der Alte.

„Natürlich will sie. Nun mußt Du nicht so unfreundlich gegen mich sein, Papa, Du willst doch nicht das Glück Deines Hans trüben!“

Nein, das wollte er nicht, und so kam denn das junge, feine Fräulein Falk bei Bohndieners zu Besuch und wurde dort mit Kaffee tractirt. Sie mußte auch ein paar Stiefelchen, die Hans als Kind getragen hatte, und seine erste Studentenumütze sehen, die Mama in demselben Auszuge aufbewahrte, wo die trockenen, verwelkten Zweige ihres eigenen Brautkranzes lagen.

„Haben Sie meinen Hans stets gleich lieb, Fräulein!“ flüsterte der Alte, als der Besuch zu Ende war.

„Du mußt Ida sagen, Mama“, erklärte Hans

Nun ja, das war ja freundlich, doch im Uebrigen konnte es ganz egal sein, denn mit diesem einen Besuche hatte der Verkehr zwischen den alten und den jungen Klingbom's ein Ende. Die Alte konnte sich nicht entschließen, Hans in seiner neuen, feinen Wohnung mitten in der Stadt zu besuchen, und dem Jungen war es zu weit nach dem Süden . . .

Der alte Klingbom gab das Aufwarten nicht auf. Jüngere Lohndiener nahmen ihm freilich einen Theil seines Verdienstes, aber nicht den ganzen, denn sie hatten die Tage erhöht, während der Alte an seinen „Fünf Mark für ein Mittagessen, drei Mark fünfzig für ein Souper“ unveränderlich festhielt.

So war er bei der Beerdigungsfeier einer alten Wittwe auf dem Ritterholm. Die Gäste waren Anfangs schweigsam und ernst, wie es die Gelegenheit erforderte. Später begann man wie gewöhnlich von seinem lieben Nächsten zu sprechen.

„Nun, mit Falk nahm es doch ein Ende mit Schrecken. 600,000 Mark Passiva und 50,000 Mark Activa. Es ist fürchterlich!“

„— Ja, und was, der Taufend, soll der Schwiegerjohn Klingbom jetzt anfangen? Die haben ja nur von dem theuren Schwiegervater gelebt.“

„Ja, freilich, ich sah Klingbom, als ich hierher ging. Er sah sehr bekümmert aus. Gestern soll seine Einrichtung wegen einer Modistinnenrechnung mit Beschlagnahme belegt worden sein.“

Die Rheinweingläser auf dem Präsentirteller des alten Lohndieners klirrten.

Nach der Beerdigung eilte er direct zu Hans. Die junge Frau öffnete auf sein Klingeln. Sie hatte rothe Ränder um die armen, geschwollenen Augen.

„Nein, sieh, Herr Kl... hm... Schwiegervater! Hans ist aus; bitte, treten Sie näher!“

„Danke. Aber sieh' da, solch' ein kleiner Bube! Wie alt ist er jetzt? Ja so, fünfzehn Monate. Warte, ich habe gewiß etwas Gutes im Frack. Siehst Du, da! Sei nicht bange vor dem schwarzen Papier, Kleiner, es schmeckt doch. Heiß, mein Junge, ist das nicht ein netter Großpapa!“

Hinter dem Rücken des Alten wurde ein Schluchzen hörbar. Hans war ganz leise eingetreten, und sein Herz schmolz bei dem Anblick, der ihm begegnete. Ach, er erinnerte sich ja so wohl der vielen Male, wo Papa in dem ärmlichen Hause in den südlichen Bergen ihn bei der Heimkehr geliebkost und ihm Gesellschaftsconfect mitgebracht hatte!

„Du hier, Papa!“

„Ja, Du, es machte mir Spaß, auch einmal her zu kommen und mir anzusehen, wie Ihr es eigentlich hier habt.“

„Ach, wir haben bald nichts mehr! Hast Du von dem Unglück gehört? . . .“

„Ja, ich habe gehört, daß Dein Schwiegervater . . . Cession gemacht . . .“

„Und meine Existenz ist ruinirt, unsere Sachen sind mit Beschlag belegt und Alles ist aus.“

„Wie viel Schulden hast Du?“

„O, die sind gerade nicht groß, denn Ida hat ja Alles, was wir brauchten, von zu Hause bekommen; höchstens fünf bis sechstausend Mark, aber wovon sollen wir leben?“

„Eigentlich soll man sich nicht eher eine Häuslichkeit gründen, als bis die eigenen Einnahmen zum Leben ausreichen, doch davon wollen wir nun nicht sprechen. Vielleicht kann Euch der alte Lohndiener ein Bißchen helfen . . .“

„Du? Papa!“

„Ja, es ist ja eigentlich des einen Schwiegervaters Schuldbigkeit einzuspringen, wenn der andere nachläßt, und ich werde auf keinen Fall so freigebig sein können, wie der Vater Deiner Frau . . . hm . . . wie Ida's Vater, aber Eure Einrichtung sollt Ihr behalten und wenn es auf ein paar Tausend Mark jährlich ankommt, so lange bis Du befördert wirst, so . . . Nein, sieh', nun hat der Knirps wirklich das Zuckerkreuz aufgeessen! Nun, da hast Du noch einen Grabstein von Marzipan mit einem Pommeranzentranz d'rauf. Lutsche nur tüchtig d'rauf. Los, Kleiner!“

„Aber, Vater, wie ist das möglich?“

„Ja, siehst Du, wenn man vernünftig lebt und Heller auf Heller zurücklegt, summt es sich mit der Zeit an. So, so, nun müssen Sie nicht länger weinen, kleine Fr . . . hm . . . Schwieger-

tochter! Klingbom konnte, Gott sei Dank, seiner Zeit einen Präsentirteller führen, und Alle wollen mich haben, denn ich nehme, wie Du wohl weißt, Hans, stets fünf Mark für ein Mittagessen und drei Mark fünfzig für ein Souper.“

Des Pastors Weihnachtsgast.

Man muß ziemlich fest in den Netzen der Liebe verstrickt sein und einen starken Glauben an die unmittelbare Fürsorge Unseres Herrn haben, um sich als Pastoradjunct zu verheirathen.

Beides war der Fall bei Pastor Mm, und deshalb war er auch seit dem vierten Buß- und Betttage glücklicher Ehemann, und jetzt war es Heiligabend.

Er hatte 300 Mark Gehalt und bekam ebenso viel als Kostgeld und Mietthentschädigung, seit er nicht mehr beim Präpositus aß und wohnte. Das machte beinahe zwei Mark für jeden Wochentag aus, und Sonntags müssen Geistliche wohl von Gottes Wort und etwas Aufgewärmtem leben können.

Später kommt freilich hin und wieder ein kleiner, unbefiederter, zahnloser Engel vom Himmel, aber dann kommt vielleicht auch ein Kalbsbraten vom Freibauern oder ein Käse vom Kirchenvorsteher und damit gleicht sich dann die Sache aus. Aber man darf weder den Gelüsten des Gaumens, noch den Vorschriften des Modejournals folgen, und die fleißige Hand, die die schadhafte Stellen in dem abgetragenen Rock des Pastors ausbessert, muß flink und sparsam mit den schwarzen Töpfen umzugehen wissen.

Doch nun war es Weihnachten mit Schweinebraten, Reisgrütze und Laugenfisch.

In den Salons des Herrn Adjuncten konnte man sich nicht verlieren. Drei Stuben und Küche, das war Alles. Im „Saale“ ein Tisch von gebeiztem Tannenholz, Wiener Stühle, ein perlfarbener Geschirrschrank, ein altes, verstimmtes Clavier, zwei kleine, birkenne Fenstertische und ein großer, lithographirter Martin Luther. Im Zimmer des Pastors ein altes Ledersopha aus dem Hause seiner Eltern, ein birkenner Schreibtisch, tannene Stühle mit Bezügen von zu Hause

gewebtem Zeug, zwei gut angerauchte Pfeifen und ein magerer Bücherschrank. Dahinter lag die Schlafstube mit wenig Raum auf dem Fußboden und großen Bettgardinen, alten Möbeln und neuen Leuchtern.

Doch nun war es Weihnachten, und zwei Lampen und acht Lichter warfen ihren Schein auf die frischgeschauerten Fußböden.

Die kleine Frau war nicht hübsch. Ihre Nase trotzte den antiken Schönheitsgesetzen und ihr Fuß sprach jeder eleganten Schuhfagon Hohn. Die Hände waren etwas zu groß und die Augen ein Bißchen zu klein; aber die Schönheit der Gesundheit, die Anmuth der Jugend und weibliche Milde machten Frau Alm zu einer ebenso lieblichen Saronrose, wie sie je ihren Kelch in einem neu aufgeschlagenen Hirtenzelt entfaltet hat.

Und nun war es Weihnachten, das kleine Heim in Ordnung, und die Beiden saßen dicht an einander geschmiegt und warfen prüfende Blicke auf ihren ziemlich einfachen Weihnachtsbaum, den ersten im eigenen Heim. Und der Pastor bewun-

derte den Zierrath, der an der Tanne hing, und konnte nicht begreifen, woher Frau Emma ihn bekommen habe.

Und dann zog er sein Weibchen an sich und fragte sie, ob es ihr nicht gerade so ginge wie ihm, wenn er einen eben geschmückten Weihnachtsbaum sähe, könnte er sich eines wehmüthigen Gefühles bei dem Gedanken nicht erwehren, daß derselbe nun bald verwelkt, vergessen, bei Seite geworfen würde. Wäre das nicht ein Bild aller menschlichen Freude? Müßte man nicht für sein eigenes Glück beben! Wer könnte wissen, was die Zukunft in ihrem Schoße trüge.

Sie lächelte und antwortete:

„Weshalb welkt die Tanne, Gustav? Weil sie von ihrer Wurzel im Waldesschoße gerissen wird. Draußen trotz sie Sturm und Kälte und wächst um so stärker, je mehr der Nordwind ihre Nester peitscht. Hier drinnen in Licht und Wärme schiebt sie dahin und stirbt. Wir sollen uns hüten, unsere Freude von dem Boden loszulösen, in dem sie jetzt erstarkt; wir dürfen nie vergessen, daß keine Weihnachtslichter der Welt der armen Tanne

den himmlischen Wind und die Sterne am Himmelszelt ersezen können.“

Und nun kamen die Geschenke zum Vorschein. Geringfügige Sachen, deren man doch unter allen Umständen für's Haus und für die Garderobe bedurft hätte, die aber jetzt einen viel größeren Werth hatten, als wenn man sie zur gewöhnlichen Zeit so nach und nach angeschafft hätte.

Frau Emma konnte nicht begreifen, woher Gustav das Geld zu einem neuen schwarzen Kleide bekommen hatte, und Pastor Gustav fragte sich, ob nicht zwei ganze Duzend neuer Bäffchen auf einmal doch ein strafbarer Luxus wären.

Da öffnete sich die Küchenthür.

„Draußen ist ein betrunkenener Gefelle in der Küche; ich fürchte mich ordentlich vor ihm“, meldete die Magd.

„Wir können ihm kein Nachtlager geben, aber gieb ihm Essen und Bier und bitte ihn, nachher zu Peter Olssons zu gehen,; da kann er wohl in der Knechtstube liegen“, sagte der Pastor.

Einige Minuten später hörte man in der Küche eine heifere, zornige Stimme, die die Worte nur

so herausstieß, in Schimpfen und Drohungen ausbrechen, und das Dienstmädchen stürzte in's Zimmer und bat den Pastor mit von Schluchzen erstickter Stimme, hinaus zu kommen.

Am Küchentische stand ein Mann, der ungefähr im Alter von dreißig Jahren zu sein schien. Sein Gesicht sah schrecklich aus, schmutzig, unrasirt, und der Stempel der Trunksucht war jedem Zuge scharf ausgedrückt. Die Kleidung stimmte mit der Physiognomie überein; es war genau der Typus, der in Schweden auf dem Lande unter dem Namen „reisender Gesell“ bekannt ist, obgleich diese Gesellen recht oft die Gesellenprüfung nirgends anders als in Bacchus Werkstatt abgelegt haben.

Sowie der Pastor in die Küche trat, war der „Gesell“ wie verwandelt; die aufgedunsenen Züge wurden leichenblaß, die Gestalt richtete sich auf, und ohne ein Wort des Abschieds öffnete er die Thür und ging fort.

Es war ein ungemüthlicher Gast, von dem man mit Freuden Abschied nehmen konnte, doch dem Pastor war es, als ob seine Weihnachtsfreude getrübt werden würde, wenn dieser Glende

an einem solchen Abend ohne einen Bissen aus seiner Thür ginge. Er bezwang darum seinen Widerwillen und eilte auf die Landstraße hinaus, dem Bettler nach.

„Mein Freund, es war nicht meine Absicht, Dich fortzujagen. Ich wollte nur, daß Du Dich höflich und anständig betragen solltest.“

Der Bettler beschleunigte seine Schritte, ohne zu antworten. Er ging nun recht schnell und schien auf einmal ganz nüchtern geworden zu sein.

„Komm und iß ein wenig am Weihnachtsabend!“ bat der Pastor.

„Laß mich in Ruhe!“ murmelte der Bettler zwischen den Zähnen.

„So, werde nun nicht bitter; hier hat Dich Niemand beleidigt. Komm jetzt!“

„Laß mich in Ruhe, Gustav Alm!“

„Großer Gott, ist das nicht Ujüng?“

„Ja, das stimmt,“ sagte der Bettler jetzt wieder in frechem Ton, „ich glaubte der Demüthigung entgehen zu können, mich meinem geehrten Verbindungsbruder vorstellen zu müssen, aber da Du durchaus den Genuß haben willst, zu sehen, welch’

ein Lump Dein ehemaliger Kamerad geworden ist, so steh' ich Dir gerne zu Diensten, alter Junge!"

"Ich wußte, daß es mit Dir abwärts gegangen ist, seit ich Upsala verlassen habe, aber ich glaubte nicht, daß Du so weit heruntergekommen wärest", sagte Alm erbleichend.

"Sawohl, ich habe, wie Du siehst, eine feste, etatmäßige Anstellung beim ehrenwerthen Landstreicher-corps erhalten. Wie steht's mit Dir, mein alter Freund, Du bist wohl noch Extraordinarius in Unseres Herrgotts Diensten?"

"Lästere nicht, Ljung! Komm herein und bleibe die Nacht über in meinem Hause!"

Sa so, Du legst Dich auf die Wohlthätigkeit! Nun, mir kann's recht sein! Aber weißt Du, da nehme ich lieber einen Christian (dänische Silbermünze, mit König Christian's Bilde) in Paar zu etwas Branntwein. Ihr Theologen pflegt manchmal den Appetitschnaps bei Euren Mahlzeiten zu vergessen."

Halb mit Gewalt führte Alm seinen seltsamen Gast in's Haus zurück und in sein eigenes Zimmer, bat ihn, seinen Anzug, so gut es gehen

wollte, in Ordnung zu bringen, und ging dann hinaus, um seiner Frau zu sagen, wer dieser Landstreicher wäre und daß er ihn eingeladen hätte. Thränen füllten ihre Augen, und sie seufzte:

„Ach, Gustav, daß uns der Weihnachtsabend so gestört wird! Er kann doch wohl in der Küche essen?“

Da streichelte der Pastor sanft ihre vor Verdruß geröthete Wange und sagte:

„Unser Glück wurzelt in Liebe, Liebe nicht nur zu uns selbst, sondern auch zur Menschheit; sieh' zu, mein Kind, daß es sich nicht von seiner Wurzel löslöst und wie der Weihnachtsbaum verwelkt!“

Als Alm wieder bei seinem Gaste eintrat, hatte dieser mittelst Wassers, einer Bürste und eines Kammes ein etwas menschlicheres Aussehen bekommen und trat ihm mit der spöttischen Frage entgegen:

„Sieh' da, bin ich nun fein genug, um mich der Köchin des Herrn Adjuncten vorstellen zu können?“

Alm schwieg, öffnete die Thür, führte ihn freundlich in den Saal und sagte einfach, ohne jede Affectation:

„Hier, liebe Frau, bringe ich Dir einen alten Universitätsfreund, Herrn Bjüng, der zufällig heute Abend hier vorbeikam und nun über Nacht bei uns bleiben will. Er will mit der Bequemlichkeit, die mein altes Sopha ihm bieten kann, vorlieb nehmen.“

„Willkommen, Herr Bjüng!“ sagte Frau Alm in so freundlichem Ton, daß der Gast jetzt wirklich ernstlich zu glauben begann, es sei ihre Absicht, ihn als ihres Gleichen zu behandeln.

Und mit jeder Minute fiel die Bagabundenmaske mehr von dem alten Studenten ab. Seit langer, langer Zeit hatte er keinen Abend in einer Familie verlebt. Er hatte sich nie viel aus dieser Art Vergnügen gemacht, doch jetzt so aus der Kälte und Dunkelheit der Landstraße in helle, warme Zimmer zu kommen und zum ersten Male seit Jahren nicht als Landstreicher, sondern als Gast behandelt zu werden, das war etwas Anderes, als sich in Upsala von dem lustigen Gelage der

Kameraden loszureißen, um bei einem Philister zu soupiren, und bald unterhielt er sich ganz ungenirt mit der Wirthin.

Seine Geschichte?

Ach, Ihr habt sie wohl schon hundertmal gehört! Ein froher Bursch' mit einer kleinen, netten Baritonstimme. Abneigung gegen die Arbeit, Mangel an eisernem Willen, lustige Concerte, lustigere Abende, trübe Selbstbetrachtungen am Vormittage, angenehme Scatparthien des Nachmittags, Schulden machen, kein Credit mehr, „bemoostes Haupt“, relegirt. Absynth, Punsch, Cognac, Doppeltümmel, Fusel. Restaurant, Bierhalle, Spelunke, Landstraße. Diese Scalen hatte er durchlaufen und stand nun am Anfang vom Ende.

Das Abendbrod kam und schmeckte auch ohne Appetitschnaps.

Als die Mahlzeit zu Ende war, wandte sich Alm zum Gaste und sagte ruhig und ernst:

„Meine Frau und ich wollen den Tag mit einem kurzen Gebet beschließen. Wenn dies aber nicht mit Deinen Gewohnheiten und Neigungen

übereinstimmt, so will ich Dir keinen Zwang auferlegen. Dein Bett ist fertig gemacht.“

Ujüng murmelte etwas wie „außerordentlich angenehm“ und blieb.

Und der Pastor betete. Bat, daß Weihnachtslicht und Weihnachtsfreude in Aller Herzen einziehen möchten, wie Er es gemeint, der das Licht zuerst über die Hirten auf dem Felde zu Bethlehem hatte aufgehen lassen. Und nach dem Gebete setzte sich seine Frau an das alte, heisere Clavier, dessen Saiten resonirten, und

„Sei uns gegrüßet, schöne Morgenstunde!“

tönte es durch das Zimmer.

Ujüng stand halb hinter dem Tannenbaum verborgen. Es war, als ob Etwas in ihm schmelze und etwas Anderes, etwas Warmes und Weiches dafür aufsteige. Das Eis schmolz mitten im Winter, und große, schwere Tropfen fielen auf seine zerlumpte Weste nieder.

Schließlich wurde es ihm zu viel, und mit leisen, großen Schritten näherte er sich der Thür und eilte in die Nacht hinaus.

Als der Choral zu Ende war, wandten sich

der Pastor und seine Frau um. Sie wollten dem Gaste gute Nacht sagen, aber — er war fort. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde, er blieb verschwunden.

Er schritt raschen Schrittes auf der Landstraße dahin, und die Gefühle kämpften in seiner Brust.

Da fiel ihm ein, daß in der kleinen Flasche, die er in der Brusttasche trug, doch noch ein Tropfen sein müsse. Er zog sie hastig hervor

Seine Pulse flogen, sein Herz schlug hörbar . . . Sollte er?

Er siegte. — Im nächsten Augenblick flog die Flasche weit über das Feld hin, und der Wanderer eilte weiter.

* * *

Fünf Weihnachten sind vergangen, und der Adjunct hat eine Pfarre bekommen. Die Geschenke bei Alm's sind bedeutend zahlreicher geworden, denn nun wollen auch noch drei Alm'sche Sprößlinge ihren Antheil an der Freude haben, die denn auch groß war. Da kam die Posttasche.

„Nein, sieh doch, ein Brief aus Amerika!“
rief Frau Alm aus. „Du hast doch gar keine
Bekannten dort, nicht wahr, Gustav?“

Und der Pastor zog die Lampe ein Wischen
näher heran, rückte die Brille zurecht und las:

St. Paul, den 13. December.

Bruder!

Dank für den Weihnachtsabend! Ich kann
mich nicht über die Menschen beklagen, sie haben
viel für mich gethan, sie haben mir Rath=
schläge, Ermahnungen, Geld und Beschäftigung
gegeben, wenn ich auch Alles verbummelte.

Du gabst mir einen brüderlichen Hand=
schlag, einen Einblick in eine glückliche Häus=
lichkeit und einen Hauch vom Flügel des Weih=
nachtsengels und — das half.

Ich bin nun ein geretteter Mann, in un=
abhängiger Lage, sogar von meinen Leiden=
schaften unabhängig.

Ein andermal mehr. Jetzt ist mir das Herz
zu voll. Grüße Deine Frau herzlich von
Deinem Freunde

Axel Bjüng.

Gustav Alm bat seine Frau, es nicht übel zu nehmen, wenn er diese Weihnachtsgabe über alle ihre Geschenke stellte, sogar über die neuen gestickten Morgenschuhe.

Die Geschwister.

Johann und Peter Strömbom waren leibliche Brüder und glichen einander wie zwei Erbsen aus derselben Hülse. Der Altersunterschied betrug nur 16 Monate, so daß sie gut mit einander spielen konnten. Sie nagten an einer Brodrinde, tranken ihre Milch aus einem Becher, theilten ein Bett, spielten, schlugen sich, schliefen, bekamen gemeinschaftlich Schläge und zerrissen ihre Hosen zusammen auf den Felsblöcken. Das war zu Anfang der zwanziger Jahre.

Dann wurden sie größer, lernten lesen, eine leserliche Hand schreiben und die vier Species mit ganzen Zahlen rechnen. Ihr Papa, der ein kleines Anwesen in Småland gepachtet hatte, konnte es nicht ermöglichen, sie weiter auf der Bahn der Wissenschaften fortschreiten zu lassen, und es kam

auch nicht darauf an, denn die Büchergelehrsamkeit schien nur mit Mühe in die kleinen, runden, weißblonden Strömbom'schen Köpfe eindringen zu können.

Doch Etwas mußte doch wohl aus ihnen in dieser Welt werden, und als Papa Strömbom es schließlich so weit gebracht hatte, daß er, wenn auch mit Schulden, das kleine Gut, seine bisherige Pachtung, kaufen konnte, da meinte sowohl Johann wie Peter, daß sie Beide ihr ganzes Leben auf der theuren Scholle verbringen könnten.

Doch Papa Strömbom sagte, daß das Gut für Zwei zu klein sei und ein Böglein deshalb das Nest verlassen und sich auf etwas Anderes legen müsse. Und da Johann in den vier Species am besten beschlagen war, kam er in die Kaufmannslehre, und weil Peter beim Probepflügen einen Preis gewonnen hatte, sollte er Landmann werden. Johann kam zuerst in die nächste Stadt, aber er maß, wog ab, wechselte und ging dort so gut mit den Kunden um, daß ein Malmber Kaufmann, der in Geschäften durch die Stadt reiste, ihm eine Anstellung hinter seinem groß-

städtischen Ladentisch gab. Doch zuvor sollte er noch nach Hause fahren, um von den Eltern und Bruder Peter Abschied zu nehmen. — Die beiden Jünglinge drückten sich lange die Hand, und Beide Lippen zuckten ein wenig.

„Pfui, ich glaube, Du heulst, Johann!“ sagte Peter und blickte dabei aus dem Fenster und biß sich in die Lippen, um seine eigenen Thränen zurückzudrängen.

„Pfui, nicht doch, ich bin . . . bin . . . so froh“, schluchzte Johann und legte den Rockärmel über die Augen.

„Was kostet die Reise im Einspänner nach Malmö?“

„Zwölf Thaler . . . und dann . . . vier Nachtquartiere . . .“

„Dann . . . dann . . . wird es wohl lange dauern, ehe wir uns wiedersehen“, meinte Peter.

Und es dauerte lange. Ein Jahr nach dem anderen ging dahin, und Johann konnte nicht heimreisen. Der Vater starb, aber es war gerade vor Weihnachten und da war im Geschäft natürlich mehr als je zu thun, und er mußte mehr

daran denken, den Lebenden Laugenfisch auszuwägen als den Todten zu beweinen. Die Mutter starb auch, aber das war gerade im Herbst, als die Hauptzeit für den Heringshandel war, und wieder konnte Johann es nicht ermöglichen, zu kommen. Einmal hatte Peter dreißig Mark zu einer Reise nach Malmö zurückgelegt, doch der Verstand siegte über das Gefühl, und er kaufte für das Geld eine Kuh.

Aber sie schrieben sich einmal monatlich. Und Johann's Handschrift wurde immer hübscher und fließender, mit richtigen Kaufmannschönheiten, und Peter's Schrift immer kriegeriger und seine Reihen sahen aus wie lückenhafte Bäume, denn es macht einen Unterschied in der Leichtigkeit der Hand, ob man Rosinen auswägt oder eine Dreschmaschine bedient, das kann ich Euch sagen.

Es war ein einfacher, prosaischer Briefwechsel mit wenig Worten und vielen orthographischen Fehlern; doch das mit einander in inniger Geschwisterliebe verbundene Leben zweier Menschen spiegelte sich alljährlich in diesen Briefen wieder.

Nur ein einziges Mal vergingen zwei Monate

ohne einen Brief von Peter. Johann war untröstlich und schrieb an ihn, daß er, wenn er todt wäre, es seinem Bruder doch wenigstens mit einigen Zeilen kund thun möchte. Peter antwortete, er sei nicht todt, sondern habe im Gegentheil eher neues Leben bekommen, da er sich nun endlich mit Pastors blondlockiger Anna verlobt habe. Er habe sie schon lange, lange geliebt, aber nicht darüber sprechen wollen, ehe er wußte, wie er in dem neunzehnjährigen Herzen, das nun nur für ihn schläge, angeschrieben sei.

Nur ein einziges Mal war Johann nachlässig und schrieb nicht in sieben Wochen. Peter ging feufzend umher, fuhr den Knecht an und wurde erst wieder sich selbst gleich, als er endlich eine kleine Karte erhielt, die so ausjah:

Johann Strömbom Karin Andersson

Aber von da an war die Correspondenz wieder in Ordnung und wurde in den nächsten zwanzig Jahren durch Nichts unterbrochen.

Bruder Johann hatte die Tochter seines Principals geheirathet. Mit Karin's rundem Händchen bekam er die Laden- und Speicherschlüssel und im Januar schickte er einen großen Ausschritt aus der Malmöer Schnellpost, den Peter seiner Anna mit vor Stolz und Freude vibrierender Stimme vorlas:

Prima Fetthering, Grauhering und Sprotten
bei Johann Strömbom.

Tuche, Halbtuche, Seidentücher und Kleiderstoffe billigt bei Johann Strömbom.

Salz von St. Yves, Rosinen, Zwetschen und Smyrnaseigen zu den niedrigsten Tagespreisen bei Johann Strömbom.

Peter hatte sich auch auf seinem Fleckchen Erde verbessert und hätte jetzt vielleicht ohne zu große Einbuße dreißig Mark opfern können, um Bruder Johann noch einmal zu sehen, doch ach — die Post hatte die Fahrpreise für die Station von 80 Pfennig auf 1 Mark 60 erhöht, und der Kuhstall mußte nothwendig umgebaut werden.

So wurde denn der Stall umgebaut, doch jedesmal, wenn in der Wirthschaft etwas er-

übrig wurde, zog sich Frau Anna in's Schlafgemach zurück, und bald verkündete eine neue, zarte Stimme mit ausgesprochener Neigung zum Discant, daß die Strömbom'sche Erbfolge auch fernerhin gesichert war. Bald wurden zwischen neun jungen Strömbom's Gräße gewechselt, vier in Malmö und fünf in Träleboda.

Und auf dem Laufzettel, den der Pastor zu Sanct Petri in Malmö schrieb, standen stets als erste Gevattern:

Gutsbesitzer Peter Strömbom auf Träleboda.

Frau Anna Strömbom dito.

Und auf dem Laufzettel, den der Seelsorger der Strömbom'schen Herrschaften auf Träleboda sauber abschrieb, stand stets obenan:

Kaufmann Johann Strömbom in Malmö.

Frau Karin Strömbom dito.

Und regelmäßig fragte der Prediger, wenn er sich das Laufconfect in die Tasche des Talars steckte:

„Aber kommen denn Ihr Bruder und Ihre Schwägerin nicht einmal her, um sich ihre Pathen anzusehen?“

Und regelmäßig lautete die Antwort:

„Ja, zum Sommer, hoffen wir.“

Doch an der Wand im Salon hingen sowohl auf Träleboda wie bei Bruder Johann in Malmö Bruder und Schwägerin und alle Kinder in prächtigem Rahmen. Und oft standen Peter und Johann, jeder in seinem Heim davor, und betrachteten dies kleine Mosaikbild, bis die Augen sich feuchteten, aber noch immer mußten die monatlichen Briefe das einzige Vereinigungsband bilden. Es waren auch wirklich liebe Briefe:

„Im Sommer haben wir uns oben auf dem Boden, da, wo früher die Knechtzkiste stand, wie Du weißt, ein Zimmer bauen lassen. Anna hat selbst feine blaue Tapeten eingeklebt, von denen die Rolle 30 Pfg. kostete. Ach, wenn Du, lieber Bruder, doch einmal mit Deiner guten Frau zu uns kommen und uns besuchen könntest, dann solltet Ihr in dem Zimmerchen logiren!“

„Dieses Jahr habe ich gute Geschäfte gemacht. Ich hatte vierzig Säcke Kaffee eingekauft, und da stieg er um 5 Pfg. per Pfund. Deshalb soll Deine liebe Anna auch ein hübsches Kleid von mir haben.

Lebt die alte Marie auf dem Waldhügel noch? Gib ihr zwei Mark von mir. Weißt Du noch, wie oft wir bei ihr waren und Waffeln aßen, wenn wir die jungen Stiere einfingen?“

— — — — —

„Diesmal habe ich ein gutes Jahr gehabt. Ich bekam allein 20 Tonnen Hafer von dem Quellbaumacker und habe zwei neue Morgen im Kuhhagen urbar machen können. Da, weißt Du, wo wir am 1. Mai den kleinen Hasen griffen. Und dann sind zwei meiner Kühe auf der Thierschau preisgekrönt worden.“

— — — — —

Auf diese Art lebte Jeder sich in das Leben des Anderen ein, auf diese Weise wurde die Verbindung zwischen zwei Brüdern, die sich in dreißig Jahren nicht gesehen hatten, aufrecht erhalten,

und sogar die beiden Schwägerinnen, Pastors Anna und die Kaufmannstochter Karin hielten sich beinahe für Jugendfreundinnen.

Da hörte man plötzlich das Dampfroß durch den nordischen Wald schnauben, und die Südbahn erstreckte ihr Eisenband über Berg und Thal. Dreißig Kilometer von Tråleboda war eine Eisenbahnstation, und im Kirchspiele wußte man ganz sonderbare Dinge von diesem neuen Verkehrsmittel zu erzählen; doch das Merkwürdigste von Allem war, daß man, wenn man auf dieser Station einstieg, für nur sieben Mark in acht Stunden bei Bruder Johann sein konnte! Zuerst hatte man gedacht, daß Johann mit Frau und Kindern nach Småland kommen und das Wiedersehen im alten Heim gefeiert werden sollte, wo Vaters Sopha und Mutters Lehnstuhl schon seit sechzig Jahren auf demselben Platze standen und von wo man gerade über die Seebucht hinweg die beiden weißen Kreuze in der Stadt der Ruhe, wo die Blumen frisch in dem Garten des Todes aufsprießen und das Gras dicht auf den Gräbern der Eltern wuchs, sehen konnte.

Aber auch jetzt konnte Johann wieder so schwer aus dem Geschäft abkommen, und Frau Anna's Sinn stand auch wohl ein Bißchen nach Kopenhagen, und so wurde denn beschlossen, daß Alle aus Träleboda mit der Bahn nach der großen Stadt am Sunde fahren sollten.

Seit sechs Monaten hatte Johann täglich vor seinem Comptoirfenster aus den Zug über die südschwedische Hochebene in den Malmöer Bahnhof rollen sehen und war selbst schon ein langes, langes Stück mit der Bahn gefahren, sogar bis Märp und Lund (20 Minuten). Er hielt in seiner Uebercivilisation eine Reise mit der Eisenbahn für gar nichts, aber die einfachen, fern vom Geräusch und Lärm der Welt lebenden Trälebodaer hatten bei dem Gedanken an die bevorstehende Fahrt das Gefühl, als sollten sie ein langes, schweres Examen bestehen.

Der Zug ging um 12 Uhr 15 Vormittags von ihrer nächsten Station nach Süden weiter, aber Morgens um acht Uhr waren sie schon an Ort und Stelle. Nach vielen Ermahnungen an Stall-Dia, recht langsam mit den Braunen nach

Kaufe zu fahren, und nach ein paar Duzend Aufträgen, die er den Mägden bestellen sollte, zog man Hand in Hand — sieben Personen! — nach dem Bahnhofe, um genau vier Stunden vor Abgang des Zuges Billete zu kaufen. Dazumal war der Verkehr auf den kleinen Stationen unbedeutend und der täglichen Züge verhältnißmäßig nur wenige, weshalb kein Einziger des Personals, viel weniger der Inspector selbst, es für nöthig befunden hatte, sich in dieser stillen Morgenstunde auf dem Perron einzufinden.

Aber Gutzbefizzer Strömbom hatte keine Zeit, zu warten. Er suchte den Inspector in seiner Wohnung auf, um mit ihm über die Reise „abzuschließen“.

„Guten Morgen, Herr Inspector, mein Name ist Strömbom, Peter Strömbom auf Träleboda, wenn Sie von dem Gute gehört haben, und ich wollte gern mit meiner Frau und meinen Kindern zu meinem Bruder, dem Kaufmann Strömbom in Malmö reisen. Johann Strömbom, wenn Sie ihn kennen sollten.“

Gutzbefizzer Strömbom's Auftreten weckte in

diesen ersten Zeiten der schwedischen Eisenbahnen nicht das Aufsehen in der Familie des Inspectors, das man heut zu Tage davon erwarten würde. So etwas kam täglich vor. Der Inspector antwortete auch sehr freundlich:

„Ja, das läßt sich gut machen, der Zug geht 12 Uhr 15.“

Ja, aber wir müssen uns wohl über den Preis einigen. Ich habe gehört, daß Sie 7 Mark nehmen, wenn man nach Malmö fährt.“

„7 Mark 15 Pfennige, ja.“

„Manu, die 15 Pfennige werden Sie doch natürlich ablassen; wir halten uns also an die 7 Mark. Aber nun sind wir sieben, ich, meine Frau und fünf Kinder, da wird es wohl billiger?“

„Ja, Kinder unter zwölf Jahren bezahlen nur die Hälfte.“

„Ja, das versteht sich, das weiß ich, aber wir bekommen doch etwas Rabatt auf das Ganze?“

„Unmöglich, mein bester Herr, wir müssen dem Staate den vollen Betrag für jedes Billet erlegen.“

„Na, man hängt doch unfertwegen keine Wagen an?“

„Nei — ein, freilich nicht, aber . . .“

„Denken Sie daran, daß ich Carl und Auguste, meine Kleinsten, die doch nicht so großes Vergnügen von der Reise haben können, noch mit dem Knecht zurückschicken kann!“

„Ja, bewahre, das ist Ihre Sache.“

„Ja, aber dann verliert ja der Staat die Bezahlung für zwei Kinderbillete, Ihrer Albernheit wegen?“

„Die Preise sind bestimmt. Sie reisen oder Sie lassen's bleiben.“

„Nun ja, mag's denn sein, aber dann wollte ich Ihnen noch rechtzeitig sagen, daß der Zug zwischen Håstveda und Hekleholm eine halbe Stunde halten muß, während ich bei meinem Jugendfreunde Olof Holm, der dort auf einem Gute Inspector ist, vorspreche.“

„Der Zug hält nur an den im Fahrplan angegebenen Stationen“, erklärte der Inspector.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr, daß Sie der ungefälligste Mensch sind, der

mir je vorgekommen ist“, meinte Herr Ström-
bom.

Schließlich saß man denn im Coupé, die
Billete wurden eingeknippt, die Thür geschlossen,
der Inspector pfiß, die Locomotive pfiß, die
großen Kinder freuten sich, die Kleinen weinten
und Frau Anna fiel ihrem Mann um den Hals,
schluchzte und flüsterte:

„Peter, wenn uns Etwas zustößen sollte, so
habe Dank für die neunzehn Jahre einer glück-
lichen Ehe!“

Aber es stieß ihnen Nichts zu, und am Abend
waren sie in Malmö.

War dieser stattliche, grauhaarige Mann mit
dem Cylinder und der goldenen Uhrkette denn
wirklich Bruder Johann? War diese feine Dame
in eleganter Sommertoilette die Schwägerin!
Und erst die Kinder!

Hand schloß sich um Hand, Auge versenkte
sich in Auge, im Halse würgte es. Freilich war
es rührend und eigenthümlich gewesen, aus der
Hand des Präsidenten selbst die Preismedaille
für Hjelma und Stjerna zu empfangen, aber,

Herr Gott, dies war doch noch etwas ganz Anderes.

Die jubelnden Gedanken rangen nach Luft, die stürmenden Gefühle suchten Worte, fanden aber keine anderen als: „Bruder Johann, wer trägt unsere Koffer?“

Aber einen Augenblick später auf dem Balkon von Herrn Strömbom's großem, dreistöckigem Hause, von Kinderarmen und Sommerlüften umfassen, mit dem blauen Sund und der Limonadenflasche vor sich, da fand man sich selbst wieder und Fragen und Antworten und „Weißt Du noch? weißt Du noch?“ und liebevolle Blicke und die Küsse der Schwägerinnen und das Lärmen der Kinder bildeten die schönste Symphonie.

Manchmal legte sich die jubelnde Freude auf einen Augenblick — da flogen die Gedanken zu der kleinen Seebucht, droben in Smålands Fichtenhügeln, an der Vater und Mutter so still, so still schlummerten.

Und diese dreißig Jahre, während welcher die Beiden getrennt gewesen, waren wie Nichts. Dreißig Jahre!

Es wurde kühl und dunkel auf dem Balkon; es war auch hohe Zeit, zur Ruhe zu gehen. Johann und Peter sollten im selben Zimmer schlafen. Ganz wie früher. Nach einer halben Stunde war Alles still im Hause.

Aber noch einmal, leise, vorsichtig, um nicht den Bruder zu wecken, wenn er schlafen sollte, erhob Johann sein greises Haupt und blickte nach dem Bette des Bruders hinüber. Ja, er wachte.

„Schlaf gut, Peter!“

„Danke, Johann!“

Das schauerliche Gebrechen des Herrn Adjuncten.

Byköping, eine Eisenbahnstation, sollte einen neuen Pastorsadjuncten bekommen.

Der Pastor war so alt und schwach geworden, daß er das Predigen nicht mehr aushalten konnte, und nur noch so eben an den Sonntagen zu predigen vermochte, an denen begüterte Gemeindeglieder beerdigt werden sollten und man auf 1 Mark oder 1,50 Mark für die „Personalien“ rechnen konnte. Außerdem hatte der Aermste so zitterige Hände, daß ein Versuch, armer Leute Kinder zu taufen, ganz nutzlos war; doch wenn sich wohlhabende Familien, bei denen man auf ein kleines Extrahonorar rechnen konnte, vergrößerten, dann stärkte Gott die Kräfte des alten

Pastors auf so wunderbare Weise, daß er die Taufe wirklich tadellos verrichtete.

Und nun sollte er einen neuen Adjuncten erhalten, denn der bisherige war durch Gottes Gnade und die einstimmige Wahl der Nachbargemeinde dort zum zweiten Prediger erhoben worden.

Die Tochter der Cousine der Bäckerfrau hatte von einer Schulfreundin gehört, daß deren Tante bei dem Photographen in der Stiftsstadt ein Bild von Pastor Johannesson gesehen habe. Ein Bild mit einem göttlichen Backenbart, träumerischen, blauen Augen, schlanker, hochgewachsener Gestalt und Haaren, die wie ein Strahlenkranz eine hochgewölbte Stirn umrahmten, welche er unmöglich länger als höchstens zweiunddreißig Jahre besitzen konnte.

Als die Frau des Bahnhofsinstructors dies hörte, sagte sie zu ihrer Tochter: „Märchen, ich bin so ängstlich und unruhig und habe so wunderliche Stiche in der Brust. Gott weiß, ob es wohl ganz recht ist, daß wir so viel in das verfluchte Missionshaus laufen? O, ich fühle es im Herzen,

daß man weit besser im Schooße der theuren Staatskirche ruht, in der ich getauft und confirmirt worden und die den Segen zum Ehebunde mit Deinem Pap . . .“

Hier flossen die Thränen in Strömen über die Wangen der Inspectorin, und von nun an begann sie jeden Sonntag mit Klara in den Hauptgottesdienst zu gehen.

Und die neunundzwanzigjährige Schwester des Krämers begann ein Schaukelstuhlkissen mit Glaube, Liebe und Hoffnung in Kreuzstich zu sticken. Sie machte sowohl das Kreuz wie den Anker schon schrecklich fein, zum Herzen aber, das die Liebe vorstellen sollte, gebrauchte sie aber sogar vier Loth Zephyrwohle. Es heißt ja auch, daß die Liebe die größte unter ihnen ist.

Im Pastorhause wurde das beste Giebelzimmer neu tapeziert. Papa selbst meinte, daß Tapeten zu fünfunddreißig Pfennig genügen würden, aber Fräulein Amalie fiel ihm um den Hals, küßte ihn innig und sagte: „Lieber Vater, nimm welche zu fünfzig Pfennig!“ Und später trug Fräulein Anna die beste, geschliffene Wasserflasche, einen

selbstleuchtenden Streichholzbehälter und den porzellanenen Spucknapf aus der Eckstube hinauf.

Feldmessers hatten fünf Töchter, die alle schrecklich viel mit Vesezeichen in Perlstickerei, Lampenhütchen und Eckborden zu thun hatten. Und die Mama musterte die Fräulein mit den Blicken einer bekümmerten Mutter und commandirte und instruirte: „Sitz grade, Annette! — Rühre nicht so, Laura! Wie kannst Du glauben, daß Du so einem ernstern Manne gefallen kannst! — Mein armes Jennychen, badest Du Deine Sommersprossen Morgens und Abends auch fleißig? — Auguste, Du mußt Dir eine richtige Tournure von Moirée mit Federn nähen, Du darfst Dir nicht länger das Wiegenkissen Deines Brüderchens unterstopfen! — Kiki, mein Kind, übst Du auch die Choräle fleißig auf dem Harmonium?“

Die Tochter der Frau Hauptmann saß die halben Nächte auf, um einen Schreibtischteppich mit einem Kelch darauf fertig zu bekommen, und die Volksschullehrerin fragte Alle, die sie traf, ob sie glaubten, daß es schwer wäre, Bäffchen bügeln zu lernen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß sich mit dem Gerücht von Pastor Johannesson's baldiger Ankunft in Byköping sowohl der häusliche Fleiß wie der Kirchenbesuch hob.

Am Morgen des Tages, an dem Pastor Johannesson im Fleden eintreffen sollte, stampfte es derb und schnell auf der Treppe des Pfarrhauses.

„Wer kann so früh kommen?“ fragte die Pastorin.

„Liebe Frau, es ist vielleicht Jemand, der mich seines Seelenheils wegen aufsucht,“ sagte der Pastor und legte sich eine große Käsescheibe auf das Butterbrod.

„Ja, weit gefehlt, dazu haben sie heute gewiß nicht Zeit; heute, da hier Viehmarkt ist“, antwortete seine Frau. „Du weißt ja, daß die Leute hier nicht anders Seelenkummer haben, als wenn sie die Kirchengebühren bezahlen sollen.“

Man ging nach der Thür, um zu öffnen, aber das war leichter gesagt als gethan. Die Thür stieß auf etwas Weiches, Dickes, das nicht weichen wollte, und es bedurfte der vereinten

Kräfte der Hausfrau und des Pastors, sie aufzumachen.

Da standen nun vierundzwanzig sonntäglich gekleidete Mägde aus den feineren Häusern von Byköping, knickten, busteten nach Eau de Cologne und Lavendel, glänzten nur so von Pomade und fragten, welches Zimmer Herr Pastor Johannesson im Pfarrhause beziehen würde.

Und dann gingen sie dort hinein und begannen Bündel aufzuknüpfen und Körbe ohne Ende zu öffnen. Es waren nun zufällig nicht mehr als vier Ecken im Zimmer, aber die Mägde brachten neun Eckborde mit. Ein Sattler wurde geholt und er brachte je zwei übereinander und eine im Vorzimmer an. Ferner waren da Weinflaschen, Cigarrenkisten, Delicateffen, Apfelsinen, Reinetten, Weintrauben, Confect, Conserven, Tischdecken, Bonneklöße, einige Duzend Bäffchen, ein gestickter Stiefelknecht, sieben Ofenklappenschnüre, elf gepolsterte Uhrbehälter, fünf Kissen, unter die Stuhluhr zu legen, und noch andere Dinge, die ich nicht so genau specificiren kann, jedes war mit einer Visitenkarte versehen. Und die Mägde knickten,

strichen sich den Scheitel glatt, schoben die Kopftücher wieder zurecht und sagten, das sei Alles für den lieben Pastor Johannesson, und damit gingen sie. Zuletzt kam die Kleinkinderlehrerin mit einem halben Kilogramm Brustbonbons, denn sie hatte von einer Bekannten, die dem lieben Pastor Johannesson in der Stadt begegnet war, gehört, daß er mitten auf der Straße gehustet hatte.

Mittags kam Pastor Johannesson und brachte die milden, blauen Augen und das lockige Haar mit. Auf dem Perron war es so voll von Damen, daß selbst der Himmel nicht viel voller von Engeln sein kann. Und der Pastor lüftete den Hut, und der alte Pastor schloß ihn in seine Arme, und die Damen drängten sich heran und sagten:

„Mein Name ist Frau Bergqvist und dies ist mein Töchterlein. Wenn Sie einmal in Amtsangelegenheiten schnell Fuhrwerk brauchen, so lassen Sie es meinen Alten nur wissen. Von Bezahlen ist natürlich keine Rede.“

„Dienerin! Mein Name ist Frau Lindqvist. Meine Töchter: Annette, Laura, Senny, Auguste

und Christine. Die lieben Kinder mühen sich mit ihrer Sonntagschule rein zu Tode. Ach, helfen Sie ihnen, Herr Pastor, helfen Sie ihnen!“

„Herr Pastor, mein Name ist . . .“

„Nein, nun müssen Sie wirklich Herrn Pastor Johannesson mit uns gehen lassen, damit er einen Bissen zu essen bekommt“, sagte die Pastorin ein wenig süßsauer. „Ach, ich habe Ihnen ja noch nicht einmal meine eigenen Töchter vorstellen können: Amalie — ach, Herr Pastor, die müssen Sie auf dem Harmonium spielen hören!“

Und der Pastor ging auf sein Zimmer und bürstete sein lockiges Haar, betrachtete seine Geschenke mit den milden blauen Augen und sagte zu dem alten Pastor:

„Hier im Flecken scheint eine erfreuliche geistige Erweckung zu herrschen.“

„Hm! ja, nicht so ohne“, antwortete der alte Pastor.

In Byköping wohnte auch ein Gutbesitzer Kuhlberg mit Frau und einer einundzwanzigjährigen Tochter. Der Gutbesitzer war sein ganzes Leben hindurch ein lustiger, leichtsinniger.

gottloser Mensch und geistig sehr verderbt gewesen, und wenn seine Magd kurz vor der Grogstunde (sechs Uhr) an die Thüren klopfte, so wußten die Herren im Flecken stets, daß ihnen ein vergnügter Abend bevorstand.

Nun kam die Magd wieder, und die lustigen Knaben machten sich schon auf eine gemüthliche Scatparthie bei Freund Kohlberg gefaßt, doch die Magd bestellte nur Grüße und sagte, „daß Gutsbesitzer Kohlberg und Frau die Herrschaften um sechs Uhr — zur Bibelstunde von Pastor Johansson willkommen hießen.“

Und Kohlberg's hatten volles Haus, und Frau Kohlberg seufzte gottesfürchtig und spielte Choräle auf dem Clavier, und Herr Kohlberg strahlte vor innerer Befriedigung, und Alle waren schrecklich freundlich, fromm und interessirt, als der Pastor seine Handschuhe auszog und seinen Text auswählte.

Er hatte wohl so ein fünf oder sechs Verse gelesen und blickte auf, um seinen freien Vortrag zu beginnen, aber — beinahe wäre er vor

Schrecken über das, was er sah, vom Stuhle gefallen:

Alle sahen wenigstens um zehn Jahre älter aus als im Augenblick zuvor, die freundlichen Mienen waren wie fortgeblasen, überall starrten ihm böse, drohende Augen entgegen; die Väter lächelten höhnisch, die Mütter waren bleich und sahen aus, als hätten sie beim Nachzählen der Wäsche gefunden, daß mindestens fünf Servietten vom neuesten Damastgedeck fehlten; die Mädchen verzogen bitter und überlegen den Mund.

Die Bibelklärung wurde sehr kurz und nach derselben war Pastor Johannesson's ganze Liebesswürdigkeit total weggeworfen. Er versuchte umsonst mit dem Einen nach dem Andern ein Gespräch einzuleiten.

„Lieberes Fräulein Lindqvist, wann wollen wir mit der Sonntagsschule beginnen?“

„Pfui, aus der Schule mache ich mir gar nichts. O, wenn ich nur an die schmutzigen Bören denke“

„Könnte ich wohl morgen eins Ihrer Pferde miethen, Herr Bergqvist? Ihre verehrte Frau Gemahlin hatte die Liebenswürdigkeit, mir anzubie“

„Morgen sind die Pferde anderweitig in Anspruch genommen, übermorgen auch und ich glaube, den ganzen Frühling hindurch.“

„Wir wohnen gewiß Stube an Stube im Pfarrhause, Fräulein Anna. Es wird mir ein besonderes Vergnügen bereiten, Sie auf dem Harmonium spielen zu hören. Ihre Frau Mutter erwähnte“

„Ich glaube nicht, daß daraus viel werden wird. Ich amüfire mich eigentlich am liebsten mit meinen Freundinnen. Eine lustige Polka auf dem Clavier, das ist etwas Anderes“

Der Pastor glaubte zu träumen und kniff sich versthohlen in die Nase, um zu fühlen, ob er wache oder nicht. Ja, wirklich Aber wo war die Liebenswürdigkeit der Byköpinger geblieben?

Frau Lindqvist hatte nicht Zeit gehabt, zur Bibelfstunde zu gehen. Sie hatte so viel mit den Vorbereitungen zum nächsten Tage zu thun, wo der liebe, liebe Pastor Johannesson zum Souper kommen würde, und sie war gerade dabei, eine Stiege Eier zu all' den lederen Speisen aufzuschlagen, als ihre Jenny mit hochrothen Wangen und schiefstizendem Hut in die Küche stürmte.

„Spare die Eier, Mama! Er ist kein einziges werth!“

„Kind, was sagst Du da!“

Und Fräulein Jenny warf den Hut auf den Spültisch, die Handschuhe in den großen Eisen- topf und sich selbst in die Arme ihrer besten Freundin, ihrer Mama, die sie in den Schlaf gefungen und zugedeckt hatte, als sie noch klein war, die so lange mit Papa gezankt hatte, bis er Jenny in das feinste Pensionat der Kreis- stadt gegeben hatte, die nun zweimal im Jahre Kleider und Hüte für sie erbettelte und sie glücklich sehen wollte.

Und Fräulein Jenny weinte.

„Mein Liebling, was ist Dir?“ fragte Frau Lindqvist.

Da erhob Fräulein Senny ihre milden Augen, warf ihr hübsches Köpfchen mit lieblicher Grazie zurück, stützte ihre reine, unschuldsvolle Marmorstirn in die sammetweiche Hand und flüsterte in echt weiblicher Anmuth, so daß man es im ganzen Hause hören konnte:

„Pfui, Mama, der gemeine Kerl trägt einen Verlobungsring!“

Des Candidaten Christmette.

Weihnachten!

Welcher Unterschied zwischen sonst und jetzt!

Doch er mußte ja jetzt viel glücklicher sein?

Er war aus dem albernen Faseln und dem engen Gesichtskreise herausgekommen. Dort, wo das Elternhaus auf dem Föhrenbekränzten Holm lag dort unter dem niedrigen Dache, innerhalb der rothen Wände, hatte er mit den Gedanken Anderer gedacht, bis er ein „alter Kerl“ war, volle zwanzig Jahre alt! Vaters und Mutters Gedanken, Großtante Anna's, der Hülflehrer und später der Oberlehrer Ansichten über Leben und Natur hatte er getheilt. Welch' ein Gefängniß! Welche Zwangsanstalt für die Seele!

Es sah gerade nicht gefährlich aus, dies Gefängniß, wie es dort im blendenden Schnee und in der Decembersonne mit seiner hellen Fensterreihe, den weißen Gardinen, dem bläulichgrauen Rauch aus dem Schornstein und den Garben für die Vögel auf dem Zaune an der zugefrorenen Bucht lag.

Und der alte Hauptmann, der Papa des Candidaten, der trotz seiner siebenzig Jahre noch die große Treppe mit raschen Schritten hinaufging, und die alte Frau Hauptmann, die unruhig und beschäftigt unaufhörlich sehnsüchtige Blicke aus dem Saalfenster warf — sie sahen gerade nicht wie strenge Gefängnißwärter aus mit ihren treuherzigen, sanften, liebevollen Augen und dem grauen Scheitel.

Doch der Candidat, der mit Pelz und Wiber-
mäße bekleidet im Schlitten saß und in raschem Trabe dahin fuhr, er wußte es besser. Merkwürdiger Weise hatte er „die Fesseln“ nicht drückend gefühlt, so lange er sie trug. Er war in seiner Naivität recht glücklich gewesen. Vielleicht . . . glücklicher als jetzt . . . ja . . . viel-

leicht? Aber als er dann auf die Universität kam, in den Kreis der frei gewordenen Geister, der stolzen Seelen, da erkannte er so recht „die Tiefe seiner Erniedrigung“. Zum Glück kam er noch früh genug dorthin, um mit den fünf- und zwanzigjährigen Herren, die das Brod ihrer Väter aßen und in ihren Freistunden Unfern Herrgott absetzten, den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern verlachten und die Liebe verspotteten, die den Segen des Priesters für ihr Glück zu bedürfen glaubte, Punsch zu trinken und ihren Reden Beifall zuzujuchzen.

O, nun galt es, aufzuathmen! Es war ihm, als hätte er eine Zwangsjacke abgelegt und ein weites, bequemes Gewand angezogen. Im Anfange fror es ihn freilich ein Wenig darin; es war so merkwürdig warm bei den beiden alten Herzen gewesen, die ihn in ihrem „Egoismus“ und „Despotismus“ sein ganzes Leben lang hatten gefangen halten wollen. Und wenn junge, vorurtheilslose Damen mit kurz geschorenem Haar und Tintenflecken auf den Nägeln sich halb beschützend und kameradschaftlich mit ihm über

„freie Wahl“, „Sittlichkeit“ und „Vorurtheile“ aussprachen, dann trat oft zwischen sie und ihn ein kleines, den Andern unsichtbares, jungfräulich mildes Gesicht mit freier Stirn und blauen Augen, die ihm so kindlich, traurig und verwundert erschienen. Das war Sulchen, die Pastorstochter von daheim, seine Spielgefährtin aus der Zeit des „Zwanges“, und er wußte, daß sie ihn liebte, obwohl es ihm Niemand gesagt hatte.

Dann war der Bruch mit dem Vater gekommen. Es hatte in den Zeitungen gestanden, daß Candidat Björk auf dem Feste, daß der Verein Skulda zu Ehren eines jungen, reichbegabten Volksredners gegeben, die Rede auf den Ehrengast gehalten und ihm die Huldigung der Zungen für seine genialen, muthigen Angriffe auf „Vorurtheile und Obscurantismus“ dargebracht hatte. Aus den Referaten über die Vorlesungen hatte der Hauptmann gesehen, daß diese Vorurtheile, dieser Obscurantismus gerade alles das waren, was er für das Höchste und Beste des Lebens hielt; — und so war es denn gekommen, daß

der junge Candidat drei Jahre lang das Elternhaus nicht betreten hatte.

Aber jetzt zu Weihnachten hatte Mama geschrieben. „Komm' heim, Gustav!“ bat sie. „Papa fängt an, alt zu werden und ich bin auch nicht mehr so stark wie früher. Theueres Kind, Du willst doch nicht, daß Deine Eltern fortgehen sollen, ehe sie Dich noch einmal haben an's Herz drücken können? Nicht wahr, Du wirst süßsam und freundlich gegen Deinen alten Papa sein?“

Und so reiste er denn zum Heiligabend nach Hause.

Auf der großen Treppe stand Hauptmann Björk, so gerade und stramm wie damals, als er von seiner lieben Compagnie auf dem Manöver selbe Abschied nahm. Doch wie damals bebten auch jetzt sein Herz und seine Stimme, als er die Arme ausbreitete und sagte: „Willkommen, Gustav! Möchte es Dir ein paar Wochen bei uns Alten gefallen! Es ist lange her, seit Du zu Hause Weihnachtsgrüße gegessen hast, mein Junge!“ Mama sagte Nichts, doch über die vielen Runzeln und Falten ihres alten Gesichts

glitt der Lichtschein sehnsüchtiger, wehmuthsvoller Liebe, als sie ihren Sohn an die Brust drückte.

Der Abend verging. Kein Wort fiel über die Verhältnisse, die zwischen die Alten und den Jungen getreten waren. Nur eitel Liebe strahlte dem Sohne entgegen, wohin er sich auch wandte, strahlte unter Papas buschigen Augenbrauen hervor, aus Mamas mildem, sanftem Lächeln; ja, selbst die alten treuen Dienstboten strahlten vor Freude darüber, daß der Herr Candidat gekommen war und gerade wie früher mit „in die Tunte tauchte“. Und als er auf den Hof trat, um zu sehen, wie die Sperlinge sich an ihren Gerstengarben gültlich thaten, da rasselte der alte Caro an seiner Kette, erhob sich auf den Hinterbeinen und zeigte durch sein Freudengeheul, daß er sich auch Herrn Gustav's wohl erinnerte, der den alten Freund stets geliebkost hatte, wenn er an der Hundehütte vorbeigegangen war.

Da kam die Frau Hauptmann und klopfte ihm auf die Schulter:

„Gustav, Du mußt Deine alte Mama nicht für kindisch halten; aber ich möchte so gern einen

Tannenbaum mit Lichtern haben, wie früher, als Du . . . noch . . . klein . . . warst. Ich habe ihn schon in der Vorrathskammer stehen. Gustav, sag', daß Du einen Baum haben willst wie früher?" Ja, das wollte er. Es war eigenthümlich; die Heimath, „das Gefängniß“, schien ihm jetzt gar nicht so eng. Es hatte sich gewiß, während er fort war, erweitert . . .

Und der Baum wurde angezündet; und Gustav saß am Weihnachtstisch unter den Weihnachtskerzen zwischen den beiden Alten, und Mama pflückte ihm unermüdblich das Beste von Allem ab, und Papa that lange, tiefe, nachdenkliche Büge auf seiner neuen Pfeife, die ihm der Sohn zu Weihnachten geschenkt hatte. Eigentlich hätte es ihm bedeutend schlechter als aus der Angerauchten auf dem Pfeifenbrette schmecken müssen, doch es schien nicht so; der Hauptmann sah befriedigt aus.

Als Papa und Gustav sich zur Ruhe gelegt hatten, ging Mama noch einen Augenblick umher, räumte auf und verschloß das Eingemachte und die Kuchen. Dann öffnete sie leise, leise die

Thür zu Gustav's Zimmer. Er lag noch wach und sah sie mit großen, weitgeöffneten Augen an.

„Mama!“

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, Gustav! Es waren zwei lange, einsame Weihnachtsabende für Papa und mich . . .“

„Ich . . . ich habe oft an Euch gedacht . . .“

„Das weiß ich, Gustav; das Band zwischen den Herzen der Eltern und dem des Kindes ist stark. Die Welt und die Menschen und die neuen Eindrücke müssen lange an ihm nagen, ehe es zerreißt. Gott segne Dich, Gustav! Schlaf gut im alten Heim!“

Gustav lag lange wach. Was machten sie jetzt wohl im Verein? Es war ja wahr, sie hatten ja beschlossen, sich in Olof Blum's beiden Zimmern in der Waksalastraße zu treffen, um dort diesen langweiligen Abend, „wo in den Restaurants nichts Ordentliches zu haben war“, bei einigen Achten hinzubringen.

Früh Morgens um drei Uhr wurde es im Hause lebendig. Hauptmann Björk hatte seit seinem fünften Jahre keine Christmette veräußt

und auch heute sollte das ganze Haus hinfahren. Der Hauptmann nahm das Licht vom Nachttische und ging in den Saal.

„Wohin gehst Du, Papa?“

„Ich werde Gustav wecken und ihn fragen, ob er mit will.“

„Nein . . . laß sein . . . laß ihn schlafen; laß mir den Glauben, daß er uns begleitet hätte, wenn er wach gewesen wäre! Ich könnte ihn nicht „Nein“ sagen hören . . .“

Der Hauptmann setzte das Licht nieder, umarmte seine Alte und sah ihr liebevoll in's Auge:

„Wir sind ein Paar arme, schwache Eltern, Stafva!“

„Ja, Papa, aber Du weißt, daß Gustav einen Vater hat, der stärker ist als wir . . .“

Als die Schellen draußen auf dem See, an Gustav's Fenster vorbei, klangen, erwachte der junge Candidat. Ja so, nun fuhren sie zur Christmette. Daß sie ihn nicht geweckt hatten! Nun, das war doch herrlich, daß sie ihn zufrieden gelassen hatten; er wäre ja doch lieber zu Hause geblieben. — Aber es war doch eigent-

lich schon recht lange her, seit er die Christmette zuletzt besucht hatte. Nicht, daß er sich Etwas aus den qualmenden Lichtern und dem schrecklichen Bauerngesang machte; aber es wäre nicht so dumm gewesen, am frühen Morgen, wenn man doch nicht schlafen konnte, ein Bißchen an die Luft zu kommen. Sie hätten ihm doch Bescheid sagen können!

Er sprang aus dem Bette und kleidete sich an. Den alten Delandspony hatten sie gewiß nicht mitgenommen? Noch kam er vielleicht rechtzeitig hin. Doch was waren das eigentlich für Dummheiten? Weshalb konnte er nicht ruhig liegen bleiben? Denk', wenn Olof Blum ihn jetzt hätte sehen können?

Ja, der Delandspony war zu Hause und der Rennschlitten auch. Der alte Kuhknecht half dem Candidaten beim Anspannen, und dann ging es fort.

Denkst Du noch an das Kirchlein auf dem Hügel bei der Christmette in Deiner Heimath? Zwischen Fichten und Föhren, über See und Bucht sah man die Kirche; von Osten nach Westen

lag sie, den Sonnenaufgang bezeichnend, der mit Christus seinen Glanz über die Welt verbreitete, und den Sonntagsuntergang, der uns alle am Lebensende bestrahlt, wo wir bereit sind, uns hinter das Kirchhofsgitter zu flüchten und ein neues Geschlecht über unseren modernden Staub hinweg in's Gotteshaus eilen wird, zu Licht und Frieden, Gesang und brausendem Orgelspiel!

Die Lichter beschienen dichtbesetzte Bänke. Alte, wetterharte Bauern, von den Jahren und der Arbeit gebeugt, einfache, ärmlich gekleidete Frauen aus dem Volke, die das ganze Jahr lang hart gearbeitet und gedarbt hatten, alte, runzelige Weiber, die wohl kaum wieder in einer Christmette ihre trüben Augen auf die Nummertafel richten werden, um den Choral zu suchen, blonde, blauäugige, dünn gekleidete Kinder aus den Hütten der Armuth; sie Alle saßen da mit ruhigem, friedlichem Ausdrucke in den Gesichtern. Es war, als hätte der Weihnachtsengel alle Unruhe aus ihrem Leben und alle Sorge aus ihren Herzen für einen Augenblick mit seinem Flügel fortgeweht.

Der Candidat setzte sich auf's Orgelchor. Da vorn saß Papa neben dem alten Pastor. Wie sein Haar, von hier aus betrachtet, weiß aussah! Hatten die sorgenschweren Gedanken an den einzigen Sohn es schneller gebleicht? Da, an der andern Seite des Ganges beugte sich Mama über das Gesangbuch. Wie war das theure Antlitz runzelig und alt geworden! Hatte ihr einziges Kind die Furchen so dicht und tief gezogen?

Und zur Seite der Mutter saß Julia, die Freundin aus den Spiel- und Frühlingstagen des Lebens, das Mädchen mit dem jungfräulich reinen Blick, mit der freien, hohen Stirn, die sicher nicht eines der modernen „Frauenprobleme“ der Zeit lösen konnte; — vielleicht nur das altmodische Problem, dem Manne, dem sie Treue gelobt hatte, ein lebenslanges Glück zu bereiten. Um den lieblichen Mund zogen sich ein paar ernste, scharfe Linien, die dort früher nicht gewesen waren. Waren sie während der Gedanken an das lange Schweigen des Jugendfreundes entstanden?

Und die Orgel brauste und jubelte ihr:

„Sei uns begrüßt, Du schöne Morgenstunde!“

Schöne Klänge! Du bist ja ein richtiger Virtuos, alter Dorfklüster! Oder kommt es vielleicht daher, daß Dein Instrument heute einen so guten Accord mit dem Saitenspiel in unserer eigenen Brust giebt?

Drunten im Chorstuhle drohten zwei Frauenherzen ihre Bande zu sprengen. Ein altes und ein junges. Das alte hat den Sohn der Jungfrau von Nazareth, er möge ihr den unaussprechlich theuren Sohn zurückgeben, befreit aus den Schlingen des Unglaubens, der Väterung und des Hochmuthes. Das junge sehnte sich nach dem Jugendfreunde, der ihm theurer als Alles auf der Welt geworden war.

Da auf einmal wandten Beide ihre Blicke nach dem Orgelchor . . . Da stand Gustav und blickte sie Beide an, als wollte er sie mit dem Blicke in sein Herz schließen, während große, warme, helle Thränen über seine glühenden Wangen rieselten.

Da erbehten die beiden Frauen dort vorn im Schiff der Kirche vor jubelnder Freude. Die Alte gedachte des Tages, als ihr der Sohn zuerst geschenkt worden, als er klein und hilflos an

ihrer Brust lag, und sie meinte ihn jetzt noch einmal als Weihnachtsgabe von Ihm bekommen zu haben, der mehr als Mutter und Vater ist. Die Junge sah plötzlich des Lebenslenzes schönste Rosen trotz Schnee und Kälte erblühen und verbarg ihr liebliches Gesicht tief erröthend im Gesangbuche.

Und beide, das junge Herz wie das alte, begegneten sich bei dem Gottessohne auf dem Stroh in der Krippe in brünstigem Gebet, in einem innigen:

„Sei uns gegrüßt, Du schöne Morgenstunde, als Anfang eines neuen Lebenstages voller Frieden und Liebe!“

Das neue Pferd des Herrn Majors.

Meine geehrten Leser mögen einen noch so großen Umgangskreis haben, sie können doch keinen ehrlicheren Kerl, besseren Familienvater oder tüchtigeren Compagniechef, als den Hauptmann und Ritter des Schwertordens Karl Oscar von Sabelsköld kennen. Seine Frau und seine Kinder hielten mehr von ihm, als von irgend einem der andern Officiere des Regimentes (mit Ausnahme der ältesten Tochter, die heimlich mehr von Lieutenant Plommenfelt hielt), und in seiner ganzen Compagnie war nicht ein einziger Mann, der sich im Kriegsfall den allgemeinen Wirrwar zu Nutze gemacht und ihm eine Spitzkugel zwischen die Schulterblätter geschickt haben würde.

Eines schönen Tages, als die Post eben gekommen war, ging Carl Oscar von Sabelföldb in den Eßsaal, öffnete die Thür nach der Küche und rief der Frau Hauptmann, die dort gerade Brod knetete, zu:

„Stafva, mir ist etwas sehr Freudiges passiert!“

„Ist die Patience aufgegangen, lieber Alter?“

„Schnickschnack, mehr!“

„Sind wir bei Oberstens zu Mittag gebeten?“

„Noch mehr!“

„Wir... wir... haben doch wohl nicht in der Lotterie gewonnen?“ sagte die Frau Hauptmann, der die Beine schon vor Aufregung zitterten.

„Stafva, Du bist Majorin!“

„O, Herr Gott, Oscarchen, ja, das ist so, wie Mama sagte, als Du um mich anhieltest und Papa nichts davon hören wollte. „Sabelföldb sitzt auf Brünste und wird mit der Zeit Regimentsofficier“, sagte sie.

Und die Majorin umarmte ihren Alten, so daß das Mehl um ihn herum stäubte, den Kindern wurde die Nase gepußt, und sie durften Papa einen Kuß geben und ihm gratuliren; und

die Dienstmädchen knickten und meinten, nun müßten sie wohl „Ihro Gnaden“ sagen.

„Brita und Vise, wir sind alle schwache, sterbliche Menschen, nennt mich nur Frau Majorin!“ sagte Frau von Sabelföld und trocknete sich die Augen mit dem Schürzenzipfel.

Dies geschah Vormittags. Des Nachmittags kam die älteste Schwester des Majors, Fräulein Anastasia Aquilina von Sabelföld, nahm ihren Bruder in den Arm, gab ihm ein paar tüchtige, schallende Küsse auf jede Wange, klopfte ihm mit ihrem grünen Pompadour auf den Rücken, so daß die Stricknadeln klapperten, weinte und sagte:

„Oscar, Oscar, unsere seligen Vorfahren sehen vom Himmel auf Dich nieder und freuen sich, wie Du dem Sabelföld'schen Namen Ehre machst! In den letzten neunundfünfzig Jahren ist kein Sabelföld weiter gekommen als bis zum Hauptmann, Pastor oder Hofgerichtsaffessor, und Du bist nun Major! Gott segne Dich! Oscar, um Dir zu beweisen, wie sehr diese Ehre Deine alte Schwester Anastasia erfreut, so hast Du hier

(nervöses Suchen im Pompadour) zweihundert Mark zu einem Reitpferd.“

Sie hatte kaum geendet, als dem Major die Arme niedersanken; sein Gesicht verfinsterte sich und er rief aus:

„Gott helfe mir, ich muß reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Anastasia!“

„Papa wird reiten, Papa wird reiten, hurrah! Da bekommen wir einen Pölle!“ riefen die kleinen Sabelskölds und sprangen bis zu den Pfenthüren in die Höhe.

„Ich wollte, der Teufel holte die ganze Ernennung, das Reiten wird mein Unglück!“

„Gewiß mußt Du reiten, das müssen alle Majore, und Du kannst ja auch reiten, Oscarchen. Weißt Du nicht mehr, wie Du auf Papas Minka rittest, als Gerichtsbauers Anna Hochzeit machte, und das ist ja kaum vierzig Jahre her“, meinte Tante Anastasia.

Der Major seufzte, dankte seiner Schwester herzlich für die freundliche Gabe, träumte jede Nacht, daß er mit gebrochenen Beinen in einem Graben läge, und las oft die Gebete eines Reisenden

im Gesangbuche laut vor sich hin. Einen Monat darauf reisten der Major und Fräulein Gabriele mit Tante Anastasia's zweihundert Mark nach dem Viehmarke in Kristianstad, um dort ein Reitpferd einzuhandeln. Gabriele sollte mitfahren, um sich die Stadt anzusehen und zugleich aufzupassen, daß Papa sich nicht ein junges, feuriges Pferd aufschwätzen ließe, das durch seinen jugendlichen Uebermuth der Familie ihre Stütze und dem Regimente seinen dritten Major rauben könnte. (Die Lebensversicherung „Fylgia“ war damals noch nicht in Mode.) Es ist etwas Ungewöhnliches, Damen auf Vieh- und Pferdemarkten zu sehen; nur Circusdamen leisten manchmal ihren männlichen Anverwandten dort bei den Einkäufen Gesellschaft. Daher glaubte auch der junge Baron W., der einen herrlichen Schimmel zu verkaufen hatte, daß der Herr mit der festen Haltung und das schlanke, graziöse Fräulein an seiner Seite zur Arena gehörten. Er trat mit dem Hute in der Hand näher, lächelte verbindlich und sagte:

„Herr Director, hier habe ich etwas außerordentlich Passendes für Ihr Fräulein Tochter.

Dieser Schimmel ist wie für sie geschaffen. Ich darf wohl annehmen, daß Fräulein Schule reiten? Nun ja, der würde sich übrigens auch prächtig im Rampenlichte unter lustigen Gazevolants und rosa Tricot . . .“

„Herr, scheuen Sie sich zum Teufel! Glauben Sie, daß Fräulein Eulalie Marie Antoinette Oßcara Gabriele von Sabellköld beim Circus ist, Sie Lämmel?“ brüllte der Major.

Nach einem Weilchen traf man ein gutes, genügend hohes, ziemlich mageres, aber ganz manierlich aussehendes schwarzes Pferd, das so fromm und tugendhaft ausah, als hätte es sich zeitlebens in einem Predigerhause aufgehalten. Der Gaul war zehn Jahre alt und sollte 200 Mark kosten, es war beinahe, als hätte der Verkäufer den Betrag von Tante Anastasia's Gabe gewußt.

Ein Thierarzt wurde zugezogen. Das sind anspruchsvolle Leute. Nie kann es ihnen unser Herrgott mit den Pferden recht machen. Dieser Thierarzt sagte:

„Erstens ist der Gaul nicht zehn, sondern vierzehn Jahre alt, zweitens hat er zwei große Ueber-

beine am linken Vorderfuß, drittens bockt er etwas und viertens ist er sichtlich ein Krippenbeißer. Im Uebrigen ist er tabellos.“

Das Pferd wurde gekauft, ein Sattel und das sonstige Lederzeug auch, und bald darauf stand Fräulein Eulalie Maria Antoinette Descara Gabriele von Sabelföld im Stalle von Werling's Hotel und fütterte das Thier den ganzen Abend mit Zucker und Zwieback.

Am folgenden Morgen ging der Major aus, um sich die Artilleriekaserne zu ansehen, traf dort ein paar alte Kameraden aus der Cadettenzeit, wurde umarmt, „gehört“ und schließlich zum Auserfrühstück eingeladen.

Aber als er das Frühstück „mit Auser“ zu sich genommen hatte, kehrte er wie verwandelt heim. Er ging umher, brummte Melodien aus der „Zauberflöte“ und dem „Freischützen“, wollte Gabriele mit Portwein tractiren und kniff die Kellnerin in die Wange. Und er, der stets mit Beben dem Augenblicke entgegesehen hatte, wo er hoch zu Ross dem Bataillon voranziehen sollte,

wollte nun auf der Stelle einen Spazierritt machen, um sein Pferd zu probiren.

Gabriele weinte.

„Süßer, lieber Papa, reite nicht eher auf Pälle, als bis wir zu Hause sind. Mama muß mit dabei sein, damit sie ihn festhalten kann, wenn er wild wird!“ bat das junge Mädchen.

„Kind“, sagte der Major ernst, „ein Krieger muß der Gefahr in's Gesicht sehen können. Das Thier mag so eigensinnig sein, wie es will, mit Gottes gnädiger Hülfe werde ich es doch bezwingen. Nun, Kindchen, keine Thränen; ich habe mir schon Sporen und Gamaschen geliehen, und mein Beschluß steht unbeweglich fest. Es gehe, wie es wolle, ich werde Pälle schon heute Vormittag besteigen.“

Gabriele wollte nicht auf dem Hofe zusehen, wie ihr Papa von den Hufen des rasenden Thieres zerstampft würde. Sie lag vor der Chaise longue des Hotelzimmers auf den Knien und flehte Gott an, ihren Vater zu beschützen. Aber alle Hotelbediensteten halfen dem Major. Einer hielt die Bügel, einer den rechten Steigbügel und die beiden

Stärksten erfaßten die majörlichen Weine, hoben den Besizer derselben in den Sattel, und nun konnte die Reife losgehen.

Das war ein ausgezeichnetes Thier. Es trabte die Straße nach dem Tivoli hinunter und ging so ruhig wie ein Schuljunge im Leichenzuge seiner eigenen Mutter.

Da plötzlich blieb Palle vor der Thüre eines großen Hauses stehen und ließ sich nicht vom Flecke bringen. Der Major schlug ihn mit der Gerte, aber Palle drehte nur den Kopf und sandte ihm einen vormurfsvollen Blick zu. Der Major rief alle bekannteren Ehrenbürger der Hölle an, aber Palle mußte bestimmt einmal einem Pietisten angehört haben, denn er schüttelte zum Zeichen seiner Mißbilligung nur kräftig das Haupt. Schließlich kam ein niedliches Stubenmädchen die Treppe heruntergetrippelt und sagte: „Der Herr Commercientath ist heute nicht zu Hause!“

Das Mädchen war kaum verschwunden, als Palle sich schon freiwillig in Bewegung setzte. Aber er gehorchte nicht den Zügeln, sondern schlug einen Weg nach eigenem Belieben ein und blieb

balb wieder auf dieselbe Weise vor einem anderen Hause stehen. Derselbe Meinungsaustrausch zwischen Roß und Reiter, dieselben Hiebe und dasselbe Anrufen aller unterirdischen Potentaten; doch auch ganz dasselbe Resultat: Palle ging nicht eher von der Stelle, als bis ein weiblicher dienstbarer Geist kam und sagte: „Wenn der Herr den Herrn Präsidenten zu sprechen wünschen, so müssen Sie um zwei Uhr wieder kommen.“ Dann machte sich Palle wieder auf den Weg.

Nun wollte der Major in's Hotel zurückkehren; Palle aber war entgegengesetzter Meinung; er richtete sich augenscheinlich nach einem bestimmten Plane, und der Major mußte sich schließlich mit fatalistischer Ruhe dazu verstehen, ihm, wie es in der Sportsprache heißt, „die Leitung“ zu überlassen. So hielten sie denn vor achtundzwanzig verschiedenen Häusern. Vor einigen Häusern machten sie längeren, vor anderen kürzeren Aufenthalt, doch nirgends rührte sich Palle eher vom Flecke, als bis Jemand aus dem Hause gekommen war und mit dem Major gesprochen hatte.

Aber nach der achtundzwanzigsten Stelle machte

Pälle links um Kehrt, kragte mit dem Fuße und eilte in scharfem Trabe — nach dem Dorfe Nosaby.

„Haltet mich fest, haltet mich fest: Ich will nach Werling's Hotel!“ schrie der Major. Die Leute auf der Straße aber gafften ihn nur an und grinsten, und im Umsehen waren beide, Pälle und der Major, außer Sehweite.

Nach zwei Stunden kam der Major zurückgefahren. Pälle war hinten am Wagen angebunden. Gabriele warf sich in die Arme ihres Vaters und rief:

„Papa, Papa, lebst Du noch?“

„Ja freilich, zum Teufel auch, lebe ich, aber ich habe ein — Milchpferd bekommen“, seufzte der Papa.

Als der Major sich ein Bißchen von seinem ersten, fürchterlichen Zorn beruhigt hatte, beschloß er, Pälle zu verzeihen. Er trug ja seinen Reiter leicht und machte keine hinterlistigen Versuche, ihn abzuwerfen. Sein früherer Beruf als Milchpferd war ihm ja an einem anderen Orte nicht hinderlich, wo sein ehemaliger Principal von Nosaby keine Kunden hatte. Zu Hause wurde Pälle

der Liebling der ganzen Familie. Er ging frei auf dem Hofe umher und nahm den Kleinen Brod aus den Händen. Nicht nur den Major, auch die kleinen Knaben ließ das artige Thier auf sich reiten, und hier, wo Pälle keine Milcherinnerungen hatte, ging er stets wohin er sollte.

Da kam das Manöver. Pälle war rund und glänzend; der Major hatte sich eine funkelnagelneue Uniform machen lassen, und beide bligten wie frischgeputzte Messingkessel in der Aprilsonne. Alles ging seinen gleichmäßigen, hergebrachten Gang bis zu dem Tage, da das Regiment sich in's Feldmanöver begeben sollte. Als alle Soldaten in Reih' und Glied standen, und der Marsch in fünf Minuten beginnen sollte, und der Oberst und der Oberstlieutenant, der zweite Major und Major von Sabelsköld sammt allen Adjutanten stolz auf ihren Springern saßen, unterfang sich das Hoboistencorps, einen lebhaften Marsch aus „Fatinika“ zu blasen.

Pälle legte die Ohren zurück, hob den Kopf, wieherte munter, brach aus dem Gliede aus und zog sofort einen Kreis mit seinen Vorderfüßen,

so daß er für ungefähr einen halben Scheffel Ausfaat Boden hatte, um sich darauf zu bäumen und seine Künste zu zeigen.

Und nun begann ein eigenthümliches Schauspiel. Erst tanzte Palle nach dem Tacte der Musik, dann ging er wieder zurück und machte das großartigste Defilé erst nach links, dann nach rechts und warf dabei mit den Beinen wie eine Ballett-ratte. Darauf richtete er sich auf und schlug mit den Vorderfüßen in der Luft umher, ging dann gute drei Minuten spanischen Trab, vertauschte diesen mit gestrecktem Hundgalopp und kniete schließlich vor dem Obersten nieder, wobei er seine Stirn grazios gegen den Boden stemmte. Außerdem tanzte er noch Walzer, Galopp, Polka und Quadrille, ging aufrecht auf den Hinterfüßen, trabte rückwärts und machte solche Künste, daß das ganze Regiment im vollen Ernste glaubte, daß der Teufel selbst sowohl Palle wie dem Major in den Leib gefahren sei.

Die Soldaten und die Reservisten bissen sich Anfangs auf die Lippen, aber als sie den Obersten und den Oberstlieutenant lachen hörten, und den

zweiten Major und die Hauptleute sich den Bauch halten und sie so grinsen sahen, daß sie Zuckungen bekamen, als sie gewahr wurden, daß die Lieutenants und die Fahnenjunker schon ganz blau im Gesichte vor Lachen waren, da stimmten 1600 Mann mit ein und lachten, daß es im Walde wiederhallte und das Gepäck auf dem Rücken auf und nieder flog.

Doch noch immer bliesen die Musikanten Fatinika und Pälle tanzte und machte solche Mätzchen, daß der Schaum weit umher spritzte, und der arme Major, der sowohl Bügel wie Steigbügel verloren hatte und sich mit beiden Händen in Pälle's Mähne festhielt, schrie so herzerreißend:

„Herr Oberst — — ich — kann nicht mehr — — — o Du Teufel — entschuldigen Sie — — ich sterbe — haltet mich fest — prr, prr, Pälle — Pälle — Herr Oberst — ich glaube, der Satan — um Gottes willen helft — Herr Gott, Herr Gott — Pälle!“

Und dabei spielte die Musik immerfort Fatinika, und der Oberst, alle Officiere und Unterofficiere, alle Officiersburschen und Doctoren, die

Markedenterfrau und ihre Dienstmädchen und 1600 Mann lachten so, daß ihnen beinahe der Bauch platzte.

Schließlich winkte der Oberst seinem Adjutanten, der einmal bei den Leibhusaren ein Manöver mitgemacht und drei Wochen auf der Strömsholmer Reitschule zugebracht hatte und ein ver-teufelter Kerl in Allem, was Pferde anging, war. Und zu ihm sagte der Oberst:

„Herr Lieutenant, Sie als Cavallerist können uns wohl sagen, was mit dem Thier dahinten los ist?“

„Herr Oberst, nach dem, was ich davon verstehe, muß Major von Sabelsköld's Pferd in seiner Jugend bei einem Circus angestellt gewesen sein und hat dort vermuthlich diese Nummer gerade nach diesem Marsche aus „Fatiniça“ eingeübt.“

„Aber zum Teufel, so heißen Sie doch die die Musik schweigen, Herr Director; der Major muß ja rein das Leben hierbei zusetzen!“ schrie der Oberst.

Raum hatte auch der jüngste Hoboist das tönende

Messing von den Lippen genommen, als Bälle still stand wie ein Lamm, während ihm der Schweiß an den Weinen hinuntertrieb.

Der Major erhielt einen vierzehntägigen Urlaub und hatte noch lange das Gefühl, als seien ihm alle Glieder zerschlagen.

Was Bälle anbetrifft, so war dies sein erstes und letztes Manöver, und immer, wenn später in der Officiersmesse die Rede auf Pferde kam, so hieß es allgemein: „Sabelsföld's Bälle war eigentlich ein nettes, gutes Thier, leider aber hatte es eigentlich allzu reichhaltige Lebenserfahrungen, um für einen älteren Infanterieofficier zu passen!“



